

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 19.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die Schwestern.

Roman von M. Kaufsky.

(18. Fortsetzung.)

Elvira hatte indes nicht verstanden, was er sagte, das plötzliche Stillestehen hatte ihre Betäubung vermehrt, sie wankte und legte sich in seinen Arm zurück und schloß die Augen. „Mir schwindelt,“ flüsterte sie matt.

„Das kommt vom Tanzen und von der unausstehlichen Hitze im Saal, — ich denke, wir hören auf. Kommen Sie mit mir ins Nebenzimmer, da ist's besser, da wird uns beiden woler werden.“

Der fast unwillige Ton seiner Stimme brachte sie rasch zu sich. Sie blickte in seine Augen und sie für nach ihrer Stirne, als erwache sie aus einem Traum, und als sei dies Erwachen schmerzhaft. Wie scharf kontrastirte der Ton seiner Stimme, der Blick seiner Augen mit den Empfindungen, in denen sie sich soeben noch gewiegt! Er hatte nicht das gleiche Glück empfunden, wie sie, er war nicht in denselben Taumel verfallen, das Feuer, das in ihr brannte, es hatte sich ihm nicht mitgeteilt, sie wußte es nun; er hatte nur einer gesellschaftlichen Pflicht genüge getan, und nun drängte es ihn von ihr hinweg, nach jenem Zimmer, wo Minna war. Nur für sie hatte er also Augen, nur für sie Gefühl, und in ihrer Nähe empfand er nichts, als die Hitze des Saales! Sie preßte die Lippen fest aufeinander. Mag sie ihn behalten, dachte sie, ich werde nicht weiter an ihn denken, ich werde stark sein. Es war ein stolzer Voratz, mit dem sie den kurzen, süßen Traum hinwegschreute. Ihre Haltung war aufrecht, der Kopf erhoben.

„Gehen wir,“ sagte sie, das Wort hervorstoßend, und kaum fühlbar legte sie ihren Arm in den seinen, den er ihr angeboten. Mit einem fast verächtlichen Lächeln auf den Lippen schritt sie dahin und über die Stufen nach dem kleinen Speisezimmer.

Der Bürgermeister hatte Champagner bestellt. Malchen saß an der Wand hinter dem Tische, sie hatte eine Portion Eis und ein Glas mit dem perlenden Schaumwein vor sich; für sie die Bewirklichung des höchsten, was Reichtum und Borntheit zu bieten vermögen. Sie kam sich auch selbst wie eine Prinzessin vor, und sie nippte von dem Champagner voll Neugierde und mit einem Hochgefühl der Lust und weidete dann wieder ihre Augen an dem rot-weißen Eis, das so schön und appetitlich auf dem Glastellerchen vor ihr aufgehäuft lag, und sie verzerte daselbe nur in kleinen, ganz kleinen Portionen, um den seltenen Genuß zu verlängern. Sie sah garnicht auf, als jetzt Elvira und Fritz hereintraten, — wie gleichgiltig waren ihr auch die beiden in diesem Augenblick!

Von den übrigen wurde Elvira mit Akklamation begrüßt. Der Bürgermeister schenkte sogleich ein Glas voll, winkte sie an den Tisch heran und bat, ihr einen Schmeichelnamen beilegend, sie möge ihm zutrinken. Der Baron hatte sie schon mit einem leuchtenden, viel sagenden Blick begrüßt, und er bat nun den Bürgermeister, ihn der jungen Dame vorzustellen. Sie nam die Vorstellung entgegen, freundlich-kühl, und sie beantwortete seinen Blick mit einer so unbefangenen Gleichgiltigkeit, als wäre sie einem Menschen, von dem sie nichts wußte und den sie noch nie gesehen, entgegengetreten.

Es frappirte ihn. Er hatte erwartet, sie werde erröten, vor ihm die Augen niederschlagen, und er hatte sich schon im Vorhinein an dieser mädchenhaften Befangenheit geweidet. Es war anders gekommen. Wo nam nun dieses junge, auf dem Lande erzogene Mädchen die Sicherheit der Haltung, diese feste Unbekümmertheit her, und vor allem diese Ruhe? Es imponirte ihm, sein Interesse wuchs. Er wußte nicht, daß dieses junge Mädchen soeben einen viel erstaunlicheren Beweis ihrer Selbstbeherrschung gegeben, indem sie eine aufkeimende, warme Neigung ihres Herzens zurückdrängte und jede Hoffnung auf einstige Gegenliebe zu ersticken suchte. Noch zuckte und tobte es unter dieser angenommenen Maske der Gleichgiltigkeit, noch waren ihre Sinne in leidenschaftlicher Erregung; sie suchte nach einem Halt, nach einem Ersatz, sie verlangte Genugthuung für sich selbst. Fast gewaltsam wante sie ihre Augen von Fritz ab, der sich über Minna's Stuhl lehnte und eindringlich mit ihr sprach. Sie lächelte dem Bürgermeister zu, der ihr gestand, er sei heute in der Messe über ihren Gesang ganz entzückt gewesen, und der dabei mit seinen plumpten Fingern ihren zarten Arm tätschelte.

„Meiner Seel, es war ganz erquickend,“ versicherte er, „und wenn Sie so fortfahren, Fräulein Elvira, werden Sie bei uns noch Ere aufheben.“

Der Baron neigte sein Haupt in respektvoller Huldigung ihr zu.

„Mein Fräulein, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie wie eine gottbegnadete Künstlerin gesungen haben.“

Ein Stral jähren Glücks erhellte Elvira's Züge und blizte aus ihren tiefen Augen ihm entgegen.

„Sie haben mich gehört?“ fragte sie rasch.

„Gehört und bewundert, mein Fräulein. Ich darf wol sagen, ich habe selten eine so glodenreine, eine so zum Herzen sprechende Stimme gehört.“

Ihr Blick wurde ernster, forschender, ihre Brust hob und senkte sich in der starken inneren Bewegung.

„Ist es wahr, wirklich wahr, kann ich es glauben?“

„Ich schmeichle mir, ein Kenner zu sein und eine Gesangsleistung wol beurtheilen zu können.“

Sie vermochte ein Ah! stolzer Befriedigung nicht zu unterdrücken. „Ich danke Ihnen, Herr Baron, Ihr Urteil wird mir ein Sporn sein — und ein Trost,“ setzte sie leiser, wie für sich selbst hinzu.

Der Baron wollte antworten, da erschien Heini, um Elvira als seine Tänzerin zu reklamiren. Sie zögerte erst, sie schien unentschlossen, ob sie ihm folgen sollte; dann wante sie sich aber ihm zu und nam seinen Arm.

„Kommen Sie, wir wollen tanzen, wir wollen fliegen!“

Es klang so seltsam, als ob sie unter dem Andrängen der verschiedensten Gefühle fast ersticke und sich Luft machen müsse durch eine heftige Aeußerung ihrer physischen Kraft.

Der Baron sah ihr nach; ein Lächeln der Befriedigung trat auf seine Lippen. Er hatte den empfindlichen Punkt in dem Gemüthsleben dieses Mädchens entdeckt, sie war ehrgeizig. Es regte sich wol schon das Bewußtsein ihrer künstlerischen Fähigkeiten in ihr, sie verlangten nach Anerkennung. Sie sollte ihr werden! Jetzt wußte er, welcher Leidenschaft er zu schmeicheln hatte, um über dieses junge Herz Gewalt zu erlangen. — Aber er mußte an diesem Abend noch weiter mit ihr kommen. Er hoffte mit Zuversicht, daß sie nach dem Tanze wieder hierher zurückkehren werde, und er erwartete sie.

Während die jüngere Schwester so von heftigen Empfindungen bestürmt, eine plötzlich aufsteigende Neigung, ein sehnsüchtiges Verlangen zurückdrängte, gewaltsam aus ihrem Herzen riß und voll Lebensdrang und bewußter Kraft sich neuen Hoffnungen, neuen Plänen zuwante und so mit Macht ihr eigenes Schicksal zur Entscheidung brachte, saß die ältere Schwester in zaghafter Untätigkeit und still bescheiden an der Seite ihrer Mutter, und doch war ihr Herz nicht weniger bewegt. Von dem Augenblick, wo sie Alfred in der Thür stehend, zuerst gewar worden, mußte sie heimlich und verstohlen immer zu ihm hinüber blicken. Die ganze Länge des Saales trennte sie, und doch kam es ihr vor, oder war es nur törichte Einbildung, daß auch seine Blicke sie suchten. Ihr Herz klopfte stärker, sie erwartete sein Kommen. Aber er kam nicht, und jetzt sah sie ihn von der Thür zurücktreten; er entschwand ihr und alle Freude schwand auch aus ihrem Herzen hinweg. Die Zweifel kamen, und sie fand nicht den Mut, sie abzuwehren. Was erwartete sie denn auch? Weil er ihr gestern ein freundliches Wort gesagt, ihr verraten hatte, daß ihre Teilname ihm wolthuend sei, berechtigte sie das, zu glauben, zu hoffen, daß — sie wollte es nicht ausdenken, sie schämte sich dieser raschen Voraussetzungen ihres eigenen Herzens, sie erschienen ihr so düntelhaft, so anmaßend. Sie liebte ihn freilich, das wußte sie seit gestern, und das war ja so natürlich, aber liebte er sie? Konnte das sein? Und doch, ach, wenn es wäre! — So blieb sie voll „Sangen und Bangen“. Ein Tänzer kam und wurde abgewiesen; Alfred tanzte nicht, sie hatte auch keine Lust dazu.

Indes wurde Alfred immer ungeduldiger, immer ungehaltener, er stellte sich an der Thür auf, ging und kam wieder. Auch er erwog und machte sich Gedanken. Ihretwegen war er gekommen, ihretwegen hatte er sich der Marter dieses Ballabends unterworfen; sie mußte das wissen, und doch blieb sie ihm fern, saß unberrückt auf diesem abscheulichen Platze, neben zwei alten Damen, die er nicht kannte und deren Bekanntschaft zu machen er ganz und garnicht gesonnen war, selbst nicht unter der Voraussetzung, daß die eine ihre Mutter sein könne. Die Mutter, so reflektirte er, die Mutter käme vorherhand noch garnicht in Betracht. Und was sollte er dort? Er war in Reiskleidern, er konnte nicht tanzen, er durfte es nicht, wenn er Frau Germanek und Töchter, die ihn gestern und auch heute schon dazu aufgefordert hatten, nicht empfindlich und in wirklich taktloser Weise beleidigen wollte. Er konnte Marie also nicht hinwegholen, er mußte sich demnach hüten, diesen Gardedamen, diesen Hyänen des Ballsals, die sich gierig auf alles Abgestandene, Nichtanzehnde stürzen, nahe zu kommen. Er mußte ihnen unselbar zum Opfer fallen, one einen Gewinn daraus zu ziehen. Aber die Zeit verfloß. Um Mitternacht ging der Zug ab, und er sollte vielleicht fort, one auch nur ein Wort mit ihr gewechselt zu haben? Er konnte es nicht. Aber mußte das Mädchen nicht ein gleiches Verlangen empfinden, drängte sie nichts ihm entgegen? Aber

warum kam sie denn nicht, warum machte sie sich nicht unter irgenbeinem Vorwand von ihren Gardedamen los und trat in dieses Zimmer? Elvira war gekommen, sie hatte ihre Freundinnen hier aufgesucht, — warum tat sie nicht dasselbe? Und da saß sie, den hübschen Kopf gesenkt, jetzt blickte sie nicht einmal mer zu ihm hinüber. Hatten es ihr die alten Damen verboten? Aber ist sie denn ganz one Willen, ganz one Energie? — Er tabelte, er beschuldigte sie schon, als ob er ein Recht auf ein Entgegenkommen hätte, ihre Gleichgiltigkeit wurde ihm unerträglich, ihre Zurückhaltung regte ihn auf. Hätte er sich vielleicht abermals einer Täuschung hingegeben? Wäre all' die Teilname, die sie an seinem Geschick genommen, wäre ihr gestriges Venemen, ihr Erschrecken bei seiner Ankunft, ihr Blick, ihr Erröten nur Trug und Lüge gewesen? Nein, es war nicht möglich, diese da konnte nicht lügen, und dennoch — ängstlich forschend sah er nach ihr hinüber.

Da erhob sie den Kopf, ihre Augen trafen zusammen in einem langen Blick. Sie lächelten beide. All' sein Zorn war verfliegen und all' ihre Zweifel.

Es wurde in dem Augenblick nicht getanzt, im Sal drängten sich die Gruppen zusammen, die Aussicht blieb frei, ungehindert konnten sie einander anblicken. Seine Augen wurden kühner, und sie verstand ihre Sprache. Er glaubte ihr Erröten zu bemerken und ihr freudiges, glückliches Lächeln. Hätte sie dieser Ermutigung bedurft? Und ihre Zurückhaltung wäre also nur Verzagttheit gewesen? Das liebe, schüchterne Kind, wie reizend erschien es ihm jetzt. Grade dies keusche Znsichzurückziehen entflammte ihn nur heftiger. Er mußte ihr Mut machen, den Mut, zu ihm zu kommen. Sollte er diese Macht nicht besitzen? Aus der Augensprache ging er zu einer, freilich sehr diskreten Zeichensprache über. Er trug eine Rose vorgesteckt, er nam sie in die Hand und fürte damit alle jene kleinen Manöver aus, die gewöhnlichen Sterblichen ganz unverfänglich erscheinen mögen, den höheren Sinnen eines Verliebten aber eine Reihe zarter, inniger Empfindungen zu offenbaren vermögen. Nachdem er sie von diesen hinlänglich unterrichtet, zog er seine Ur, und die Art und Weise, wie er sie betrachtete und dann zur Thür sah, mußte ihr klar machen, daß es die höchste Zeit sei, ihre Zurückhaltung aufzugeben.

Sie hatte ihn verstanden, sie erhob sich; schon triumphirte er, da sah er, wie die eine ihrer Hüterinnen, die kleinere, magere, sie wieder zu sich winkte. Sie sprach zu ihr, er konnte das boshafte Lächeln bemerken und die weißen, unheimlich blinkenden Zähne, und endlich mußte er sehen, wie Marie, warscheinlich einem gegebenen Befehle gehorchend, ihren früheren Platz an ihrer Seite einnam. Er hätte das alte Weib erwürgen mögen!

Die Musik hub aufs neue an; die Paare stellten sich zum Tanze. Alfred war voll Anmut, er wollte fortgehen, den Ball verlassen und nach dem Banthofe eilen; als er unwillkürlich doch noch einmal zurück sah, bemerkte er, daß Marie nicht mehr zwischen den beiden Damen saß, sie war fort. Wohin?

Ah, er bemerkte sie jetzt am Arm eines Jünglings, sie tanzte. Wie leicht und anmutig sie dahinschwebte, wie züchtig dabei ihre Haltung war, und doch überkam ihn jetzt ein eifersüchtiger Verdruß, daß ein anderer ihr so nahe sein, ihren schlanken Leib umfassen durfte. Sie kamen näher, jetzt waren sie bei der Thür. Er sah sie plötzlich im Tanze innehalten, und er hörte, wie sie zu ihrem Tänzer sagte: „Ich muß aufhören, ich glaube, ich habe mir den Fuß verstaucht.“

In der That, sie hinte ein wenig und war bestrebt, einen Stul zu erreichen, der zunächst der Thür stand. Alfred hätte aufjubeln mögen. Sie log, sie gebrauchte eine Finte, sie besiegte die angeborne Schüchternheit und Zurückhaltung, um zu ihm zu gelangen. Endlich, endlich ein Beweis, nicht mitleidiger Teilname allein, einen solchen hatte sie ihm schon gegeben, nein, ein Beweis ihrer Neigung, ihres Verlangens, ihm nahe zu sein!

In der nächsten Sekunde war er an ihrer Seite, und sie, voll glücklicher Verwirrung, voll reizender Verschämtheit, vergaß ihren verstauchten Fuß und blieb, die Augen niederschlagend, vor ihm stehen. Er fragte sie, ob sie Schmerz fühle. Da legte sich's wie Schelmerei und Spitzbüberei um ihre Mundwinkel, — sie lächelte; er hatte diesen Ausdruck noch nicht an ihr bemerkt, er ließ sie noch lieblicher und so frölich erscheinen, er hätte sie küssen mögen. Indes drängten sich merere Frager ebenfalls an sie heran. Sie versicherte allen, daß es ganz unbedeutend sei, aber sie werde heut doch nicht mer tanzen können, und so verabschiedete sie denn ihren Tänzer.

Alfred bat sie hierauf, sie möge sich in dem kleinen Zimmerchen ein wenig ausruhen und erholen, sie werde daselbst nicht von herzubringenden Tänzern belästigt werden, auch werde sie Minna dort finden. Sie nickte bejahend, er bot ihr seinen Arm, sie legte leicht und schüchtern den ihren hinein. Sie stiegen die Stufen hinauf. Endlich konnte er mit ihr sprechen, ihr rasche, leise, dringende Worte zuflüstern. Er sagte ihr, sie sei grausam in ihrer Zurückhaltung gewesen, und sie habe ihn zur Verzweiflung gebracht.

Sie sah ihn an gut und lieb und doch ein wenig vorwurfsvoll: „Habe ich nicht den Anfang machen müssen, obwohl sich dies für ein Mädchen garnicht schickt, bin ich nicht zu Ihnen gekommen? Denn das mit dem Verstauchen“ — sie sah zu Boden und wieder zeigte sich das kleine, spitzbüßische Lächeln — „das war nur List, Verstellung, das ist garnicht war.“

Er wußte es ja schon, und doch, bei diesem einfachen, herzigen Geständnis kam erst die süßeste Befriedigung über ihn.

Sie waren in dem Zimmerchen so gut wie allein. Fritz war nicht mer hier, auch Minna und Malchen waren nicht anwesend, der Bürgermeister saß noch am Tische, aber er schien bereits in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit; der Baron hatte das Fenster geöffnet und stand, seine Cigarre rauchend, an demselben; er zeigte ihnen den Rücken. Alfred zog Mariens Hand an seine Lippen und küßte sie wiederholt.

In dem Augenblick trat Elvira mit einiger Hast herein, noch heiß vom Tanze. Sie warf einen schnellen, forschenden Blick umher; der Baron wendete sich nach ihr um; er hatte sich also nicht verrechnet. Ja, feinewegen war sie hierher zurückgekehrt, sie wollte ihn sprechen, nur einen kurzen Augenblick, aber one Zeugen; sie hatte den nächsten Tanz nicht vergeben, alles war ihrem Vorhaben günstig, nur ihre Schwester und dieser Alfred genkten sie, sie wollte sie entfernen — beide. Sie hatte sich erschöpft in einen Stuhl geworfen.

„Ah, hier ist es kühl,“ sagte sie, gierig die frische Luft einatmend, „aber ich bin erhitzt, ah, so erhitzt!“

Der Baron wollte eiligst das Fenster schließen, sie bat ihn, es zu unterlassen; die Luft tue ihr wol, sie werde nur eine Mantille umwerfen.

„Marie,“ sagte sie mit einem freundlich bittenden Ton zu ihrer Schwester, die sich ihr genähert hatte, „du bist gewiß nicht so sehr erschauert, habe die Güte, mir meinen Umwurf aus der Garderobe zu bringen.“

„Sehr gern,“ antwortete diese, „aber indes? Wer weiß, ob ich ihn augenblicklich finden kann.“

„Indes hülle ich mich in dieses Tuch,“ sagte Elvira, dasjenige, das über ihrem Sessel hing, um ihre entblößten Schultern werfend.

Marie versicherte, sie werde schnellstens wieder zurück sein, und behende entschlüpfte sie durch die kleine Thür in den Vorraum.

Die jüngere blieb unbeweglich sitzen, sie hatte die Füße übereinandergelegt und sah etwas nachdenklich auf ihre Fußspitzen, die unter dem Kleide hervorguckten. Alfred ward von ihr nicht berücksichtigt, er mußte empfinden, daß er hier überflüssig sei. Und in der That, er verlangte nichts sehnlicher, als nicht zurückgehalten zu werden. Auch er wollte in die Garderobe, es schien ihm plötzlich, obwohl es erst halb elf war, hoch an der Zeit, den Ball zu verlassen. Er wollte das unbemerkt bewerkstelligen. Er ging durch den Sal, wo die dichtgebrängten Päre sich zu einer Française aufstellten; er gewann den Ausgang und eilte in die Garderobe, wo er Marien noch zu treffen hoffte.

Elvira war mit Hellenbach allein, der Bürgermeister zälte nicht mer; sie hatte erreicht, was sie erreichen wollte, und Hellenbach erst recht. Ein ernster Zug legte sich um ihren zusammengepreßten Mund; als sie jetzt die Augen aufschlug, begegnete sie denen des Barons, der, in der Fenstervertiefung lehnd, aufmerksam und zuwartend nach ihr herüber sah. Er wußte nicht recht, wie er das Mädchen zu nemen hatte. Er hatte die Kombination, die dieses tête-à-tête herbeiführte, wol bemerkt, aber er wollte nicht voreilig sein; er beschloß, sie an sich herantommen zu lassen.

Elvira war bereit, den Anfang zu machen.

„Herr Baron,“ sagte sie mit klarer und ernster Stimme, indes ihre Augen mit einem festen Ausdruck ihm entgegen sahen, „ich habe eine Frage an sie zu stellen.“

Eugen verließ seinen Ort und seine zuwartende Stellung, er nam sich einen Sessel und setzte sich neben sie. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben der Insekten.

Naturgeschichtliche Skizzen von Dr. L. Jacoby.

(Schluß.)

Einer der merkwürdigsten, bisher bekannt gewordenen Fälle der Nachahmung gefürchteter und gefährlicher Tiere durch Insekten betrifft die große Raupe, welche derselbe Forscher Bates erwähnt und welche ihn durch ihre wunderbare Ähnlichkeit mit einer kleinen Schlange erschreckte. Die drei ersten Ringel hinter dem Kopf der Raupe waren nach Willkür des Insekts verschiebbar und erweiterungsfähig und hatten jederseits einen großen, schwarzen Fleck, welcher genau dem Auge einer Schlange glich. Noch mer, die Raupe änelte nicht etwa einer harmlosen Schlange, sondern gradezu einer giftigen Viperart jener Gegenden, wie die genaue Nachahmung gefielter Schuppen am Kopf der Raupe bewies, ja sogar die Angriffsbewegung dieser Viper wurde nachgeamt, indem sich die Raupe mit der Attitüde eines Schauspielers, der eine effektvolle Rolle vortauschen will, nach rückwärts warf.

Nicht minder zahlreich und interessant sind die Fälle von Nachahmung und Nachäffung solcher Insekten, welche durch einen häßlichen Geschmack oder Geruch ungenießbar sind und daher von den Insektenfressern verschmät werden. Besonders sind es Schmetterlinge und Raupen, welche diese Art von Nachahmung und Verkleidung in der Insektenwelt repräsentieren. Da die Raupen einen so großen Teil der Nahrung für die Vögel ausmachen, so war es lange Zeit nicht verständlich und zuerst garnicht mit Darwins Theorie zusammenzureimen, weshalb einzelne Raupen so außerordentlich prächtige und auffallende Zeichnung und Farbe haben, welche sie ihren Feinden besonders sichtbar machen müssen.

Darwin hatte Wallace diesen Umstand als eine Schwierigkeit seiner Theorie vorgelegt. Der letztere schloß sofort, daß diese prächtige, auffallende Färbung nichts andres bedeute, als das Kennzeichen und das zur Schau getragene Merkmal solcher Raupen, welche durch einen unangenehmen Geschmack und äßenden Saft z. B. den Vögeln ungenießbar sind, und dieser theoretische Schluß wurde

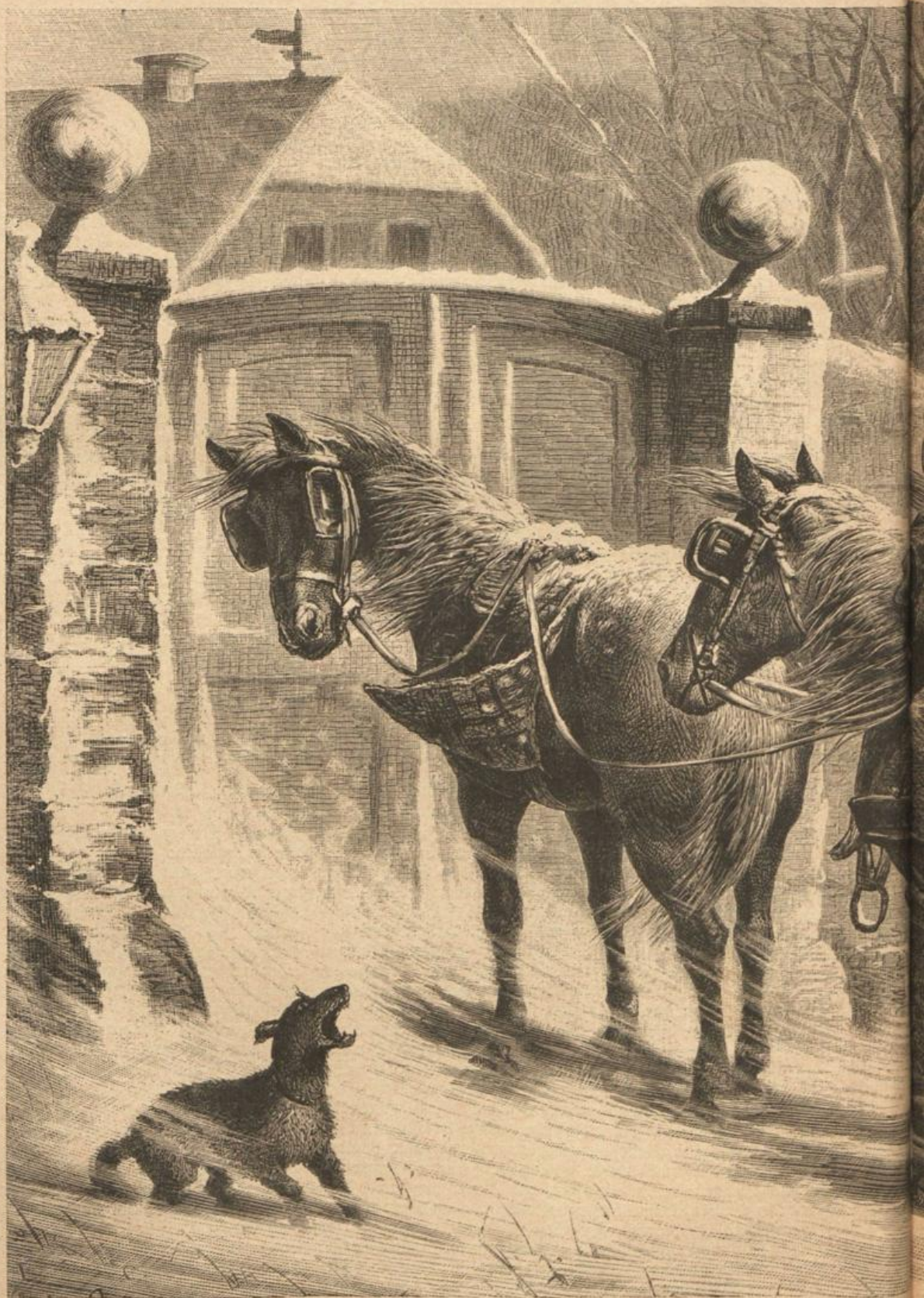
durch die Beobachtung aufs glänzendste bestätigt. So wird z. B. die so auffallend schwarz und weiß gefleckte Raupe des Stachelbeerspanners, des sogenannten Harletins (*Abraaxas grossulariata*), von allen raupenfressenden Vögeln verschmät. Alle Vögel, denen diese Raupe vorgelegt wurde, wiesen sie mit offenbarem Abscheu zurück. Und diese Raupe, sich ihrer Ungenießbarkeit wolbewußt, klettert daher, ohne sich irgendwie zu verbergen, recht sichtbar und offen an den Blättern umher, indem sie ihre auffallende Färbung ordentlich zur Schau trägt. Dasselbe geschieht mit der Raupe des Steinbrechwidderchens (*Anthrocera filipendulae*), die grellbunt, gelb mit dicken, schwarzen Flecken gefärbt erscheint. Es werden nun aber auch Raupen dieses Schutzes des Nichtgefressenwerdens teilhaftig sein, welche an sich jene für ihre Feinde unangenehmen Eigenschaften nicht besitzen, welche durchaus genießbar und schmackhaft sind, wenn sie es nur verstehen, in Kleidung, Färbung und Gestalt jene geschätzten Arten nachzuäffen, sich in die Maske der Ungenießbaren zu hüllen. Und ebenso wie bei Raupen wird dies bei den vollkommenen Schmetterlingen und bei andern Insekten der Fall sein. Die Feinde werden hier in gleichem Sinne getäuscht, wie etwa ein Räuber einen recht auffallend zerlumpten, in schmutzige Kleidung gehüllten Reisenden, als für ihn ungenießbar, ruhig passiren lassen wird, one zu anen, daß derselbe unter seinen Lumpen reiche Schätze verborgen hat. So gehören zu den häufigsten Tagfaltern Südamerikas die Helikoniden, eine Familie großer, auffallend gefärbter Schmetterlinge, welche trotz ihres langsamen Fluges, wegen ihres unschmackhaften Fleisches von den Hauptinsektenjägern, den Puffvögeln, nicht angerührt werden. Nun gibt es aber Tagfalter aus einer ganz andern, mit jener garnicht verwanten Gruppe, die Lepetaliden, welche an sich für die Vögel durchaus genießbar sind, die aber in ihren einzelnen Arten die verschiedenen Helikonidenformen so sprechend nachahmen, daß selbst

Bates durch die Ähnlichkeit wiederholt getäuscht wurde. Für die Vögel, für welche die äußere Gestalt und Färbung maßgebend ist, und welche nicht, wie ein Forscher, jeden einzelnen Fall prüfen können, sind sie daher ihres Lebens absolut sicher, und sie fliegen, indem sie auch die Bewegungsart ihrer Schützlinge nachahmen, dreist, ja gradezu unverschämt, vor ihren Todfeinden herum.

Von Käfern werden vielfach Wanzen nachgeahmt, wegen des häßlichen Geruches, der diese Ordnung auszeichnet, und der ihre Feinde zurückschreckt; ferner werden bestimmte Arten Rüsselkäfer nachgeahmt wegen des undurchdringlichen Flügelpanzers, dessen sie sich erfreuen, und der schon oft bei vergeblichen Aufspießversuchen die Verzweiflung des Samlers bildete. — Hinterlistig und raffiniert wird diese Form der Nachahmung, wenn sie nicht des Schutzes, sondern des Angriffs wegen geschieht. Eine schwarze, breitgestaltete Fliege, die Federfliege, *Volucella pellucens*, ist den schwarzen Hummeln so zum Verwechseln ähnlich, daß sie sich ungenirt in deren Nester begibt, um, während sie von den Hummeln für ihresgleichen gehalten wird, Hummelarven und Puppen zu verzehren. Es ist dies dieselbe Bosheit, wie bei gewissen Sandwespen (*Ammophila sabulosa* und *aronaria*), welche, um ihre Beute, eine Grillengattung (*Sphaoura*), leichter zu überlisten, sich ganz in die Verkleidung ihrer Opfer werfen, während anderseits eine Fangheuschrecke in Afrika sich in die unscheinbare Tracht und Gestalt der Termiten verwandelt, um mitten unter ihnen ihr Raubgeschäft zu verrichten.

Fragen wir nun nach einer erschöpfenden Erklärung dieser wunderbaren Erscheinungen, so ist der Schlüssel, der all diese Rätsel löst, in demjenigen Teil der darwinischen Lehre zu finden, der „natürliche Auslese“ oder „natürliche Zuchtwahl“ genannt wird. Beginnen wir mit dem einfachsten Fall. Wir finden die große Merzal aller derjenigen Raupen, die auf frischen Blättern leben, grün gefärbt; — wie erklärt sich diese Erscheinung? Richtiger: wie ist sie entstanden? Nemen wir

an, es haben in unvordenklichen Zeiten aus der ursprünglichen Zeugungskraft der Natur alle möglichen Farbenvariationen, bis zur auffallendsten Buntheit solcher Raupen, tatsächlich existiert, die



Der Postillon

auf grünen Blättern leben. Die natürlichen Feinde und Vertilger der Raupen sind die auf Bäumen nistenden und baumbesuchenden Vögel, vor allem die Singvögel unsrer Büsche und

Wälder. Die notwendige Folge mußte nun sein, daß die beute-
spähenden Vögel alle diejenigen Raupen zuerst erblickten und also
am leichtesten forthajchen konnten, deren Leibesfarbe von dem

von grellbunter Farbe vertilgt werden, und es konnten schließlich
nur solche Raupen erhalten bleiben, deren Leibesfarbe mer oder
weniger dem Laube ähnelte. Nur ihre Geschlechter, weil sie am



schwersten von den Fein-
den aufzufinden und zu
vernichten waren, hatten
die Warscheinlichkeit und
die Möglichkeit, sich fort-
zupflanzen, und wenn
etwa aus den Eiern ihrer
Schmetterlinge wiederum
auch solche Raupen
trochen, deren Farbe auf-
fallend vom Grün ver-
schieden war, gingen diese
alsbald wieder zugrunde.
So wurden in dem Laub
die grünen Raupen aus
der unzählbaren Menga
der einst existirenden
Farbvariationen gleich-
sam ausgesiebt und
herausgewälzt, und dies
ist die natürliche Ursache,
weshalb wir heute vor-
zugsweise grüingefärbte
Raupen finden. Wir
sehen, wie durch diese
Erklärung die früher all-
gemein geglaubte Zweck-
mäßigkeitstheorie in der
Natur, die Annahme von
der besonderen, bewun-
derungswürdigen Weis-
heit eines Schöpfers u.,
die zu den höchsten Unger-
eimtheiten führte, voll-
ständig entberlich wird.
Aber dies Prinzip der
„natürlichen Auslese“ ist
auch im stande, von die-
sem einfachsten Fall aus-
gehend, uns hindurch-
zuführen durch alle die
scheinbar so verwickelten
Zusammenhänge der
„Mimicry“, der Nach-
ahmung und Nachäffung
in den früher geschilderten
Beispielen bis zu ihren
zugespitztesten, feinsten
Erscheinungsäußerungen,
die uns die Insektenwelt
darbietet. Erinnern wir
uns an die wunderbare
Nachahmung eines wan-
delnden Blattes durch
die Heuschrecke. Wir
wissen, daß die Zungen
einer Tierart schon bei
der Geburt nicht voll-
ständig und absolut ein-
ander selbst und ihren
Eltern gleich sind, son-
dern in Färbung und
geringfügigen Einzelhei-
ten der Gestalt variiren;
wir nennen wissenschaft-
lich solche Verschieden-
heiten eben die Merkmale
einer Varietät. Nennen
wir nun an, vor undent-
lichen Zeiten sei unter der
Menge der existirenden

zeit. (Seite 231.)

Grün der Blätter, auf denen sie sitzen, am grellsten absticht.
Da dies von Generation zu Generation sich wiederholte, so mußten
nach und nach in dem grünen Laub, das sie fressen, alle Raupen

Varietäten eine solche geboren worden, welche neben der grünen Fä-
rbung die Besonderheit eines kleinen, verbreiterten Auswuchses an
den Flügeln besaß. Diese Besonderheit gab ihr einen Vorteil vor

den andern Heuschrecken ihrer Art, vor ihren nächsten Mitbewerbern im Kampfe ums Dasein; denn sie bewirkte eine, wenn auch noch so geringe und unvollkommene Blattähnlichkeit, sodaß diese Heuschrecke bereits einen oder den anderen ihrer natürlichen Feinde eher zu täuschen vermochte als die Individuen ihrer Art, welche diese Eigenschaft nicht besaßen. Die Folge davon war, daß diese Varietät geschützter blieb und eine größere Wahrscheinlichkeit hatte, ihr Geschlecht fortzupflanzen. Von ihren Nachkommen aber wurden stets von neuem diejenigen durch natürliche Auslese ausgewählt, welche jene Verbreiterung in irgend einem, wenn auch um noch so geringes vervollkommeneren Grade zeigten als ihre Eltern. Daß aber solche Besonderheiten und Merkmale in der Tat im Laufe der Generationen sich steigern und vervollkommen können, ist ein durch Experimente und Erfahrungen bestätigtes Gesetz; es wirken hier kombiniert die beiden Prinzipien der Anpassung und Vererbung, welche die Hauptstütze der Darwin'schen Lehre bilden. So entstanden allmählich unter den neuen Geschlechtern Heuschreckenarten, welche nicht nur an den Flügeln, sondern auch an den Schenkeln der Vorderbeine jene blattähnlichen Erweiterungen und zwar in immer verstärkterem Maße zeigten, so entstanden die Blattaderzeichnungen auf dem Rücken dieser Verbreiterungen; auch die geringste Veränderung in Färbung und Gestalt unter den Individuen einer neuen Generation, welche zur Blattähnlichkeit hinneigte, wurde durch die natürlichen Existenzbedingungen im Laufe der Zeiten ausgewählt, blieb erhalten, steigerte und vervollkommnete sich naturgemäß, und so sehen wir heute das wandelnde Blatt vor unseren Augen sich bewegen, ein lebendiges Wunder, noch vor Jahrzehnten angestaunt als eine unbegreifliche, unerklärliche, persönliche Laune des Schöpfers aller Dinge, heute ein Zeugnis dafür, wie in dem Lichte einer neuen Erkenntnißlehre die organische Natur gezwungen ist, Geheimnisse ihres Werdens und Entstehens zu entschleiern. Ganz auf dieselbe Weise erklärt sich das Entstehen all der bizarren Formen von Mimicry, die wir geschildert haben. Diejenigen unter den Gespenstheuschrecken, welche durch eine noch so geringe Ähnlichkeit mit trockenen Zweigen und Ästen, die ihre Feinde zu täuschen vermochte, vor ihren Mitbewerbern im Kampfe ums Dasein im Vorteil waren, blieben erhalten und wurden von der Natur weiter gezüchtet, indem sie die ihnen nützlichen Eigenschaften im Laufe der Generationen steigerten und vervollkommneten. Frgend ein Individuum dieser Phasmitiden hatte einmal bei Annäherung eines Feindes vor Schreck eine seiner langen Extremitäten in unsymmetrischem Winkel starr und unbeweglich ausgestreckt gehalten; es war dadurch der Gefahr,

bemerkt zu werden, entgangen, — das Sichtotstellen ist ja eines der gewöhnlichsten Schutzmittel der Insekten, wie jeder Käfersammler weiß — es behielt nun diese Gewohnheit, vervollkommnete sie durch Uebung und Gebrauch, und vererbte sie in gesteigertem Maße auf seine Nachkommen. So ist es möglich geworden, daß heutzutage auf Java die Einwohner eine solche lebendige, auf einem Zweige sitzende Gespenstheuschrecke dem Fremden vor Augen halten, ohne daß dieser geraume Zeit im Stande ist, das große, 9 Zoll lange Thier nur zu entdecken und etwas anderes zu sehen, als vertrocknete Zweige. — So erklärt sich das Raffinirte der Zeichnung von scheinbar verfaulten und verwesenden Blättertheilen auf der Unterseite der Flügel jenes malayischen Schmetterlings *Kallima paralecta*, der Wallace durch seine Fähigkeit zu verschwinden, in Erstaunen versetzte, so auch die vollkommene Wiederpiegelung der Eichenrinde auf den Unterflügeln unseres *Sabyrus*, so die Nachahmung eines Häufchens Vogelendung durch den Rüsselkäfer, so die Schlangenähnlichkeit einer Raupe in den vorgetäuschten Augen, Schuppenbildung und Bewegungsart, und wie die unzählbar mannigfaltigen Formen von Nachäffungen und Verkleidungen in der Insektenwelt alle heißen, davon wir ja hier nur eine geringe Zahl der frappantesten Fälle vorführen konnten. Diejenige Form der Nachäffung, welche die Gestalt und das Aussehen schutzbewaffneter oder ungenießbarer Insekten sich zum Vorbild nimmt, hat im Gegensatz zu den anderen Arten von „Mimicry“ stets die Eigentümlichkeit, daß es für ihre Besitzer von Vorteil ist, bemerkt zu werden und sich auffällig zu machen. Nur dadurch, daß sie ihren Feinden schon von weithin gleichsam ein Aushängeschild entgegenhalten mit der grell sichtbaren Aufschrift: „Ungenießbar“ oder „Sehr gefährlich“ — entgehen sie den getäuschten Verfolgern, während die Insekten, welche Pflanzen oder unorganische Stoffe nachahmen, allein durch Verborgensein vor ihren Feinden gerettet werden. Wir erwarten bereits, daß dieser zuerst von Wallace entdeckte und hervorgehobene Umstand für die Geschichte des Darwinismus von Bedeutung wurde, indem er aus einer Schwierigkeit seiner Lehre, welche die Gegner eifrig aufgriffen und zu verwerthen wußten, sich zu einer glänzenden Rechtfertigung und Bestätigung umgestaltete.

Möge diese kleine Skizze über Mimicry den Leser zu eigenen Beobachtungen in der Insektenwelt anregen. Sie sind auf Spaziergängen in Feld und Wald überall nicht schwer zu machen, und er wird sich durch die hirnerfreuende Wirkung, die das Eindringen in die Lebensweise dieser wunderbaren Tierklasse gewährt, für seine Mühe tausendfach belohnt finden.

Ein flandrischer Hund.

Aus dem Englischen von **Quida.**

Für die „N. W.“ mit Erlaubnis der Verfasserin übersetzt von **L. v. d. Wiesch.**

(5. Fortsetzung.)

Nello, aus dem Schlaf aufgeschreckt, lief herbei, um gleich den übrigen zu helfen. Baas Copez stieß ihn zornig zur Seite.

„Du hast dich hier im Dunkeln herumgetrieben,“ sagte er rauh. „Bei meiner Seele, ich glaube, du weißt von dem Feuer mer als irgend ein anderer.“

Nello hörte ihn schweigend an, halbbetäubt — er konnte nicht annehmen, daß jemand so etwas anders als im Scherz sagen könne, und er begriff nicht, wie jemand in einem solchen Moment einen solchen Scherz machen könne.

Tropdem sagte der Müller am folgenden Tag das Mämlche vielen seiner Nachbarn, und zwar öffentlich; und wurde auch nie eine ernstliche Anklage gegen Nello erhoben, so verbreitete sich doch das Gerücht, er sei nach Dunkelwerden unter verdächtigen Umständen im Mänsenhof gesehen worden, und er sei auf den Müller übel zu sprechen, weil dieser ihm den Umgang mit der kleinen Moïs verboten habe. Und so kam es, daß das Dorf, welches den Worten des reichsten Grundbesitzers mit knechtischer Unterwürfigkeit folgte, und in welchem sämtliche Familien die Reichthümer der Moïs ihren Söhnen zuwenden wollten, für den Enkel des alten Tshan Daas nur noch kühle Blicke und kühle Worte hatte.

Niemand sagte ihm öffentlich etwas; aber das ganze Dorf war einig darin, dem Vorurteil des Müllers zu schmeicheln; und in den Hütten und Pächtereien, wo Nello und Patrasche jeden Morgen die Milch abzuholen pflegten, gab es für sie jetzt nur

abgewante Augen und kurzangebundene Redensarten anstatt des herzlichen Lachens und der scherzhaft-freundlichen Grüße, an die sie gewöhnt waren. Nicht, als ob jemand den abgeschmackten Verdacht des Müllers und die daran sich knüpfende furchtbare Anklage im Ernst für begründet gehalten hätte, aber die Leute waren sehr unwissend und sehr arm, und der einzige reiche Mann im Ort hatte sich gegen Nello ausgesprochen. Nello in seiner Unschuld und seiner Freundlosigkeit hatte nicht die Macht, den Strom der öffentlichen Meinung zu dämmen.

„Du bist sehr grausam gegen den armen Jungen,“ wagte die Müllerin einmal ihrem Mann vorzustellen; „er ist doch warhaftig ein braver, unschuldiger Junge, und treu wie Gold, und würde nie, auch nur im Traum, an eine so abscheuliche Tat denken, so weh es ihm auch wegen deines Benemmens ums Herz sein mag.“

Aber Baas Copez war halbstarrig, und wenn er einmal etwas gesagt hatte, blieb er verbissen dabei stehen, und wenn er innerlich doch wol wußte, daß er Unrecht hatte.

Inzwischen ertrug Nello das ihm zugefügte Unrecht mit einer gewissen stolzen Geduld, die jede Rechtfertigung verachtete; nur wenn er mit Patrasche ganz allein war, ließ er mitunter seinen Gefühlen Lauf. Und außerdem dachte er: „Wenn mein Bild gewinnen sollte! Dann wird es ihnen vielleicht leid tun.“

Für einen kaum sechzehnjährigen Burischen, der sein kurzes Leben lang nur in einer kleinen Welt gelebt, und den in seiner Kindheit jedermann geliebkofet und gelobt hatte, war es indes

doch eine harte Probe, daß diese kleine Welt sich jetzt gegen ihn warte, und um nichts. Besonders hart in jener traurigen Winterszeit, wo die Wege verschneit waren und Hungersnot herrschte und wo kein Licht und keine Wärme zu finden war, als am Herd der Dorfhütten und in dem freundlichen Grüssen der Nachbarn. Im Winter schlossen sich alle näher aneinander, alle an alle, außer an Nello und Patrasche, mit denen kein Mensch mer etwas zu tun haben wollte, und die sehen mochten, wie sie fertig wurden mit dem alten, geläuteten, ans Bett gefesselten Mann, in der kleinen Hütte, deren Herd oft kalt und deren Tisch oft one Brod war. Denn jetzt kam ein Milchhändler von Antwerpen, der in einem hübschen, mit einem Maulesel bespannten Wagen herumsuhr und die Milch bei den Bauern und Pächtern aufkaufte; und nur drei oder vier Bauern hatten sich mit ihm nicht eingelassen und waren dem kleinen grünen Milchkarren treu geblieben. So war die Last, welche Patrasche zu ziehen hatte, sehr leicht geworden und die Centimesstücke in Nello's Tasche leider sehr dünn gesät.

Der Hund machte noch, wie gewöhnlich, halt an allen bekamten Türen, die ihm nun verschlossen waren, und schaute mit einem sehnsüchtigen Blick, stumm fragend, ob niemand komme; und die Nachbarn empfanden immer so etwas wie Gewissensbisse, wenn sie ihre Türen und Herzen verschlossen und Patrasche seinen Karren leer weiter ziehn ließen. Sie taten es aber doch, denn sie wollten Baas Copez zu Gefallen handeln.

Weinachten war ganz nahe.

Das Wetter war stürmisch und kalt. Der Schnee lag drei Fuß tief, und das Eis war stark genug, um Wagen und Ochsen zu tragen. Um diese Jahreszeit war das kleine Dorf fröhlich und vergnügt. In der ärmsten Hütte gab es Warmbier und Kuchen, Spiel und Tanz, Zuderheilige und vergoldete Christkinder. Die lustigen flamländer Blödschen klingelten überall an den Pferden; überall, in jeder Wohnung, stand ein wolgefüllter Topf auf dem Feuer und summt und dampfte; und draußen sah man überall lachende Mädchen in bunten Röcken und dicken Mänteln durch den Schnee zur Messe und von der Messe trippeln. Nur in der kleinen Hütte war es dunkel und sehr kalt.

Nello und Patrasche waren ganz allein, mütterseelenallein auf der weiten Welt. In einer Nacht der Woche vor Weinachten hatte der Tod Einzug gehalten und den alten Tehan Daas abgerufen, der von dem Leben nie etwas anderes kennen gelernt hatte, als Armut, Elend und Schmerzen. Er war lange schon halb tot gewesen, unfähig ein Glied zu bewegen und unempfindlich für alles, außer für ein freundliches Wort; und dennoch traf sein Tod die beiden wie ein betäubender Schlag und erfüllte sie mit leidenschaftlichem Schmerz und tiefster Trauer. Er war im Schlaf von ihnen gegangen, und als der dämmernde Morgen ihnen ihren Verlust offenbarte, da brach das Bewußtsein unaussprechlicher Verlassenheit und Hilflosigkeit über sie herein. Er war viele Jare lang nur ein armer, schwacher, gelämter Greis gewesen, der keinen Finger zu ihrer Verteidigung erheben konnte, aber er hatte sie so innig geliebt; sein Lächeln hatte stets ihre Heimkunft begrüßt. Sie trauerten um ihn, als wäre ein Stück von ihnen selbst weggerissen worden, und sie wiesen jeden Trost zurück als sie den tannenen Bretterfarg, der seine Leiche enthielt, nach dem namenlosen Grab neben der kleinen Kirche geleiteten. Sie waren die einzigen Leidtragenden, diese zwei, welche er one Freund auf der Erde zurückgelassen hatte — der junge Bursche und der alte Hund.

„Jetzt wird er sich doch sicher erbarmen und den armen Jungen herkommen lassen?“ dachte des Müllers Weib, und warf einen verstolenen Blick nach ihrem Mann, der am Herd seine Pfeife rauchte.

Baas Copez kannte ihren Gedanken, aber er härtete sein Herz und ließ die Türe nicht aufriegeln, als der kleine ärmliche Leichenzug vorbeikam. „Der Bursche ist ein Bettler,“ sagte er sich, „er darf nicht um die Alois sein.“

Die Frau wagte es nicht, ihren Gedanken laut auszusprechen, aber als das Grab zugeworfen war und die Leidtragenden sich entfernt hatten, gab sie Alois einen Immortellenkranz, den sie nach dem Kirchhof zu bringen und auf dem schwarzen, durch kein Kreuz bezeichneten Erdhügel niederzulegen hatte.

Nello und Patrasche gingen mit gebrochnem Herzen nach Haus. Aber selbst der Trost dieses armeligen düstern Heims war ihnen versagt. Eine Monatsmiete war schon seit Wochen fällig, und die Kosten des Begräbnisses hatten den letzten Sou Nellos verschlungen. Er ging zu dem Eigentümer der Hütte,

einem Schumacher, der jeden Sonntag Abend mit Baas Copez zusammen seine Pinte Wein trank und seine Pfeife rauchte; und bat ihn flehentlich um Nachsicht — nur auf wenige Zeit — und er werde ja alles bezahlen. Aber der Schumacher war unerbittlich. Es war ein harter, geiziger, habgüchtiger Mann. Für sein Mietgeld legte er Beschlagnahme auf jedes Brett und jeden Stein, auf jeden Topf und jede Pfanne in der Hütte und befahl Nello, sie den folgenden Morgen mit Patrasche zu räumen.

Die Hütte war ärmlich genug, ja mer noch als ärmlich, und doch war sie ihnen ans Herz gewachsen. Sie waren darin so glücklich gewesen, und im Sommer, wenn der Weinstock und die blühenden Bohnen sich um sie rankten, lag sie so schön und so hell da in den sonnigen Feldern! Ihr Leben in der Hütte war ein Leben härtester Arbeit und schwerster Entberungen gewesen, und doch hatten sie sich so zufrieden gefühlt, so glücklich, wenn sie zusammen nach Haus liefen, sicher, von dem alten Mann mit einem Lächeln des Willkommen empfangen zu werden.

Die ganze Nacht saßen der Knabe und der Hund an dem erloschenen feuerlosen Herd in der Kälte und der Finsterniß, beide ganz dicht aneinander gedrängt, um einander zu wärmen. Ihr Körper litt nichts von der Kälte, aber das Herz war ihnen wie zu Eis gefroren.

Als der Morgen über der weißen hartgefrorenen Erde dämmerte, war es der Morgen vor dem heiligen Christabend. Mit einem Schauer schlang Nello die Arme um seinen einzigen Freund und seine Tränen rieselten heiß auf die erliche Stirne des Hundes. „Laß uns gehn, Patrasche, mein lieber, guter Patrasche,“ murmelte er. „Wir wollen nicht warten, bis man uns hinausjagt; laß uns gehn!“

Patrasche hatte keinen andern Willen als den Nellos, und so verließen sie denn, Patrasche neben Nello hergehend, betrübten Herzens das kleine Heim, das sie so liebten, und in dem jedes Eckchen, jedes Gerät — alles ihnen teuer und von unschätzbarem Wert war. Patrasche ließ den müden Kopf traurig hängen, als er an seinem grünen Karren vorbeiging; ach, er war nicht mer sein — er war gleich dem übrigen von dem hartherzigen Eigentümer der Hütte für die rückständige Miete zurückgehalten, und das messingbeschlagene Geschirr lag unnütz und glühend im Schnee. Der Hund hätte sich gerne daneben gelegt, um zu sterben, jedoch so lange der Knabe lebte und ihn brauchte, durfte Patrasche solchen Gedanken nicht nachgeben.

Sie gingen die alte gewonte Straße nach Antwerpen durch das Dorf hindurch, die meisten Fensterladen waren noch geschlossen, nur einige Bauern waren auf den Beinen. Sie namen keine Notiz von dem Hund und dem Knaben. Vor einer geöffneten Tür blieb Nello stehn und blickte sehnsüchtig hinein; sein Großvater hatte den Bewohnern des Häuschens bei Lebzeiten manchen nachbarlichen Dienst geleistet.

„Wollten Sie wol so gut sein und Patrasche eine Kruste Brod geben?“ fragte er mit gepreßter Stimme. „Er ist alt und hat seit gestern Morgen nichts zu essen bekommen.“

Die Frau schlug hastig die Tür zu, und brummte etwas von teurem Korn. Der Knabe und der Hund gingen müd weiter; sie baten niemand mer um Brod.

Nach mühsamem Marsch auf den zum Teil ungebauten Wegen erreichten sie Antwerpen, als die Glocken der Türme zehn schlugen.

„Wenn ich nur etwas bei mir hätte, das ich verkaufen könnte, um ihm Brod zu verschaffen!“ dachte Nello, aber er hatte nichts als seinen dünnen Anzug von Leinwand und Barchent und seine Holzschuhe.

Patrasche verstand ihn und rieb nach Hundeart seine Nase an Nellos Hand, als wolle er ihn bitten, sich doch ja um Patrasche keine Sorgen zu machen.

Um zwölf Ur sollte der Gewinner des Preises ausgerufen werden, und nach dem öffentlichen Gebäude, wo er seinen Schatz niedergelegt hatte, warte nun Nello seine Schritte. Auf den Stufen und in der Vorhalle war eine Menge von jungen Leuten versammelt, einige in seinem Alter, andere älter, alle mit Eltern, Verwandten oder Freunden. Das Herz wollte ihm schier zerspringen, als er, nur von seinem Patrasche begleitet, in die Schar der Mitbewerber trat. Die großen Glocken der Stadt kündeten mit eherner Stimme die Mittagsstunde. Die Tore des Saals öffneten sich; in atemloser Erwartung stürmte der Haufe hinein: es war bekannt, daß das auserwählte Bild auf einem hohen Gerüst über den andern ausgestellt werden sollte.

(Schluß folgt.)

Ein Tanzlied Walthers von der Vogelweide.

Von Friedrich Volkmar.

(Schluß.)

„Ihr seid so wolgetan,“ fährt der Dichter in der zweiten Strophe fort und meint damit alles an ihr, ihr Wesen, wie ihre Gestalt sei so voller Liebreiz und so vollkommen, daß er ihr gern einen weit schönern Kranz und damit den Preis der Schönheit vor allen andern Frauen erteilt hätte. Denn der Dichter ist zugleich der feinste Kenner und höchste Richter alles Schönen und deshalb mer als jeder andere, ja in einem gewissen Sinne allein berechtigt, darüber zu Gericht zu sitzen und in dem holden Wettstreit der Schönheit der Schönsten auch den Siegespreis zuzusprechen. Dies war wenigstens der Gedanke der alten Zeit, und Walthers macht von diesem Vorrecht des Dichters in zahlreichen Liedern und Sprüchen mit dem vollsten Bewußtsein seines dichterischen Berufs Gebrauch, wie er z. B. in der Frage, welches Land die schönsten Frauen besitze, den Streit dahin entscheidet, daß die deutschen Frauen alle andern an Schönheit und Tugend überträfen. Die dritte Strophe des Liedes lautet:

„Sie nahm, was ich ihr bot,
Einem Kinde gleich, dem Freundliches geschieht;
Ihr Wänglein wurde roth,
Wie die Rose, da man sie bei Lilien sieht.
Ihr Auge schämte sich, das lichte,
Ein holdes Gegengrühen
Ward mir von der Süßen,
Und bald nach — was ich nicht berichte.“

Kann es etwas lieblicheres geben, als dieses erröthende Mädchen, das mit der Dankbarkeit und dem Herzen eines Kindes die einfachen Gaben des Geliebten entgegennimmt, als wären sie der kostbarste Schmuck? dessen Auge sich in jungfräulicher Scham zu Boden senkt, wenn es dem seinen begegnet, und das ihm doch den holdsten Gegengruß nicht versagen mag? Und das was er nicht berichtet? — Jede der Tänzerinnen, welche den Sänger umgeben, weiß es, jede fällt es, und auch ihre Wangen erglühen in rosigter Scham. Ihre Augen suchen den Boden und keine wagt es, den Blicken des Sängers zu begegnen, denn konnte nicht die, von welcher der Dichter so anmutiges erzählt und noch holderes andeutet, sich in ihrer Mitte selbst befinden? Und stand nicht jede in dem Verdachte, daß sie diese eine sei, und wurde sie nicht von den übrigen dafür gehalten? Alle diese Fragen drängen sich in rascher Folge ihnen auf, ihre Spannung wächst und die Erwartung, wie der Dichter dies alles lösen werde, beschleunigt und hemmt zugleich die Schläge ihres Herzens. So ist es denn Walthers gelungen, aus den Zuhörerinnen seines Liedes zugleich Teilnehmerinnen zu machen und sie in den Zauberkreis seiner Poesie hineinzuziehen. Doch sie sollen über den Ausgang des Liedes nicht lange in Ungewißheit bleiben:

„Ich glaubte niemals mehr
Freude zu gewinnen als ich da besah;
Die Blüten fielen schwer
Von den Bäumen bei uns nieder in das Gras.
Ich war so fröhlich, daß ich lachte.
Als mich der Traum umspinnen
Hielt mit solchen Wonne,
Da ward es Tag, und ich erwachte.“

Die Spannung, mit welcher die Hörerinnen den Worten des Sängers und der Entwicklung seiner kleinen Erzählung gelauscht, löst sich in einem tiefen erleichternden Atemzug. So also war es gemeint! Erträumt nur war, was sie für wirklich erlebt gehalten und erfunden alles, und wenn auch Träume oft viel bedeuten können, so ist die Bedeutung hier doch nicht schwer zu fassen. Herr Walthers hatte sie necken, sie überraschen und prüfen wollen, und es war ihm vollständig gelungen. Ehe die Vögel es anten, hatte der schlaue Vogelsteller sie mit seinen Nezen umgarnt und jetzt gab er ihnen die Freiheit wieder und alles war nur ein Scherz gewesen. Und so klingt denn das Lied in der letzten Strophe heiter und neckisch aus, wie es der fröhlichen Art des Reigens und der Absicht des Dichters entspricht, der als echter Künstler dem Schlusse seines Gedichts die höchste Wirkung vorbehält. Sie lautet, in Anknüpfung an das vorhergehende:

„Mir ist von ihr gesehen,
Daß ich allen Mädlein jetzt zur Sommerzeit
Muß in die Augen sehen,
Fänd ich meine wieder: o der Seligkeit!“

Und nun mit einer neuen, überraschenden Wendung zum Schlusse:

„Wär sie bei diesem Ringeltanze?
Ihr Frauen habt die Güte
Rüdet auf die Hüte:
Säh ich sie wieder unterm Kranze!“

d. h. sollte es wirklich nur ein Traum gewesen sein? sollte man wirklich so lebhaft träumen können, daß die Erinnerung daran uns auch wachend nicht wieder verläßt und mit unbezwinglicher Sehnsucht nach dem verlorenen Glücke unser Herz erfüllt? „Ihr Frauen habt die Güte, rüdet auf die Hüte“, d. h. in diesem Falle die Kränze, den festliegenden Kopfschmuck, welcher die Stirn und beim Niedersinken des Gesichts auch dieses zum Teil mit seinem überhängenden Blumengewinde, wie unter dem schützenden Rande eines Hutcs verdeckt und es so einer genauen Betrachtung züchtig entzieht, wie aus der letzten Verszeile unseres Liedes: „Fänd ich sie wieder unterm Kranze“ deutlich hervorgeht. Der eigentümliche Kopfschmuck der Frauen jener Tage wurde übrigens geradezu Hut oder mit einem dem französischen entlehnten Namen chapel (das heutige chapeau) genannt.

Mit dieser neckenden Wendung und dem ausgesprochenen Wunsche des Dichters, daß er sein holdes Traumbild hier unter den Tänzerinnen wiederfinden möchte, schließt das Lied und mit ihm der Tanz, dessen vielfach wechselnde, kunstvolle Touren wir selbstverständlich dem Leser hier nicht vorführen konnten. Es muß deshalb seiner Phantasie überlassen bleiben, sich denselben nach dem Gleichniß unseres heutigen Contre und unserer Polonaise zu ergänzen, welche beide noch eine gewisse Ähnlichkeit mit den Schreit- und Schleiftänzen (so nannte man die ruhigeren Tanzarten, zu denen auch unser Reigen gehört, zum Unterschiede von den lebhafteren Springtänzen) der alten Zeit haben, nur, daß sie, der neuen Zeit gemäß, der Mitwirkung des Gesanges und der seelischen Belebung durch das Lied entbernen und folglich auch keinen so vollen und harmonischen Genuß gewähren können, als er der alten Zeit in ihren besten geselligen Tänzen beschieden war. Daß wir in dem vorliegenden Beispiele von dem Baume der Vergangenheit eine der schönsten Blüten gepflückt, deren unvergänglicher Duft uns noch heute nach so vielen Jahrhunderten selbst anmutet, brauchen wir wol nicht noch ausdrücklich hervorzuheben und ebensowenig, daß am Fuße desselben zwischen dornigem Gestrüpp manch schädliches Unkraut üppig wucherte, daß neben dem allzeit seltenen Guten und Schönen sich in jenen Tagen auch allerlei schlechtes und verwerfliches findet, daß man nicht zu übersehen braucht, wenn man sich auch ungern damit befaßt. Wie wenig wir jedoch Ursache haben, über die Sitten der alten Zeit den Stab zu brechen, das beweist das vorliegende Beispiel, dem wir, trotz allem Herrlichen und Großen, das die moderne Literatur hervorgebracht hat, nichts Ähnliches an die Seite zu setzen haben.

Noch in den schönsten Tagen der zweiten Blütezeit unsrer Dichtkunst war eine letzte Erinnerung an jene verlorene Sitte und die Bedeutung, welche sie für die Dichtkunst hatte, in der Seele des größten unsrer Dichter, in Goethe, lebendig. In einem herrlichen Liede, der Musenjon überschrieben, schildert er sich in seiner rastlosen Dichtertätigkeit, wie er, durch Wald und Feld sein Liedchen pfeifend, dahinschweift und wie alles an ihm und um ihn seinem Genius dienen und sich ihm und seiner Zauberergewalt unterwerfen muß. Denn, heißt es u. a. in der vorletzten Strophe:

Dem wie ich bei der Linde
Das junge Böttchen finde,
Sogleich erreg' ich sie:
Der stumpfe Bursche blät sich
Das steife Mädchen dret sich
Nach meiner Melodie.

Das, was uns Goethe von sich hier erzählt, wird uns nach dem vorhergegangenen nicht mer überraschen noch verwundern. Er ist hier aber nur der Sänger im alten vollen Sinne des Wortes, der seine eignen Lieder noch selbst singt und im Frühling die Jugend zum fröhlichen Tanze damit ermuntert, ja selbst die Linde felt nicht, unter deren geheiligten Ästen seit uralten Zeiten und stellenweise noch heute die Tanzvergnügen abgehalten werden. Goethe und Walter von der Vogelweide! Sechs Jahrhunderte liegen dazwischen, und doch reichen sich beide über den ungeheuren Abgrund der Zeit im Geiste die Hand: Es winken sich die Weisen aller Zeiten.

Brasilien und die deutsche Auswanderung.

(1. Fortsetzung.)

Die Behauptung, daß so kleine, wenn auch lästige, so doch anscheinend nicht sehr gefährliche Tiere, wie die Sandflöhe, aus ganzen, weiten Landesteilen die menschliche Bevölkerung vertreiben könnten, falls ihnen die Natur größere Bewegungsfähigkeit verliehen hätte, mag gewaltig übertrieben erscheinen, und doch hat sie sehr viel für sich. Diese nichtsnutzigen Tierchen vermehren sich nämlich riesig und haben die Gewohnheit, sich bei dem Menschen in die Haut unter die Fußnägel und in die der ganzen Sole, hauptsächlich an der Ferse, einzugraben und dahinein ihre Eier zu legen. Wird nun die Einguartierung nicht rasch genug entfernt, durch Herausziehen mit Nadeln oder durch öfteres Waschen der Füße mit Tabaksblätternabsud, Citronensaft und dergleichen, so verursacht sie bössartige und nicht selten tödliche Geschwüre. Glücklicherweise hüpfen diese kleinen Bestien eben nicht, leben auch nur im Sande und kommen garnicht in die Betten.

Ungeheuer gesegnet ist Brasilien mit Fischen. Mer als 11000 neue Arten hat Agassiz allein im Amazonenstrom gefunden, und in allen Strömen wie an allen Küsten ist kein Mangel an Bewohnern aus diesem Reiche der Tierwelt.

Ebenso gut wie die in Brasilien einheimischen Tiere gedeihen, füllen sich dort in den meisten Gegenden die aus Europa eingeführten heimisch. Pferd und Rind haben sich in die hunderttausende und millionen vermehrt; den Schweinen behagt Brasilien gleichfalls vorzüglich, und Ziegen wie Schafe finden auch ihr Fortkommen.

Neben dem Pferde sind als Reit- und Lasttiere auch der Esel und der Bastard vom Eselhengst und der Pserdestute, das Maultier, verbreitet. Auch der Maulesel, der Vermischung des Pserdehengstes mit der Eselstute entsprossen, findet sich häufig genug, aber weil er lange nicht so nutzbar ist, als sein Stammesvetter, doch bei weitem nicht so zahlreich, als dieser. Der Esel ist bekanntlich in warmen Ländern weder ein dummer, noch ein träger Haus- und Arbeitsgenosse, und das Maultier erbt die Tugenden nicht nur seines Vaters, sondern auch die der Mutter. Es ist stark und mutig, wie das Pferd, genügsam, ausdauernd und so sicheren Schrittes wie ein Esel. Mit einer Last von drei Centnern auf dem Rücken täglich sechs bis sieben geographische Meilen zurückzulegen, fällt ihm nicht schwer. Es ist daher nicht zu verwundern, daß besonders schöne und tüchtige Maultiere in Brasilien häufig den Pferden vorgezogen und teurer bezahlt werden, als diese.

Im Vorhergehenden wird der freundliche Leser der Belege genug gefunden haben für die Behauptung, daß Brasilien ein von der Natur hochbegünstigtes Land ist. Leider haben aber diejenigen keineswegs ganz unrecht, welche meinen, daß die Schätze der brasilianischen Natur, die Fülle und Mannichfaltigkeit seines Pflanzen- und Tierreichs den Bewohnern nur zu einem sehr geringen Teile zugute kommen. Einmal stehen grade die Faktoren, welche diesen Reichtum geschaffen haben, seinem Genuße vielfach störend im Wege. Es sind dies das Klima und der ungeheure Wasserüberfluß des Landes. Das erstere ist, besonders in den nördlichen Gegenden, viel zu heiß, für europäische Einwanderer auf die Dauer sogar kaum erträglich, und die durch den Wasserreichtum bedingte Verumpfung weiter Bodentrecken, wie die in kolossalem Maßstabe die Ufergegenden der zahlreichen und mächtigen Wasseradern verheerenden, regelmäßigen Uberschwemmungen verhindern die Bodenbebauung und Ansiedlung und sind die Träger und Träger mannichfacher Krankheiten.

Indessen wenn auch das Klima Brasiliens für die Eingeborenen des europäischen Nord- und Mittellandes zum guten Teile nicht zuträglich genannt werden kann, so ist doch nicht zu vergessen, daß der brasilianische Süden in klimatischer Beziehung weitaus günstiger gestellt ist, als der Norden, und für Europäer ebenso gut bewohnbar ist, als die meisten Länder Europas. Wenigstens ist es mit den Brasilien in höherem Maße anhaftenden Krankheiten, als andern Ländern; sie sind keineswegs überall heimisch und treten in vielen Gegenden nicht so häufig und heftig auf, daß sie der Besiedlung derselben und der Kulturbarmachung ihrer Naturschätze ein ernsthaftes Hindernis in den Weg vermagten.

Dafür gibt es eine andre Hemmlette für die rasche Entwicklung des Volkstandes in dem südamerikanischen Kaiserreiche. Der Brasilianer selbst und seine Regierung mag den sehr guten Willen haben, die Schätze des Landes zu heben, alle wirtschaftlichen

Vorteile, welche sich ihnen darbieten, auszubeuten, aber bei ihnen gilt in hohem Grade das Sprüchwort: Der Geist ist willig, doch das Fleisch ist schwach.

Die Brasilianer könnten aus allen möglichen Naturprodukten ihres Landes Kapital schlagen, sie wissen auch, daß sie es könnten, sie wollen es auch, sie treffen sogar allerlei Anstalten dazu, sie machen aber selten einmal völligen Ernst, ihnen fehlt die geschäftliche Energie und Betriebsamkeit des Yankee und des Engländers nicht minder, als die zähe Ausdauer des Deutschen.

Der Vereinerung dieses Umstandes mit den beiden andern leichter zu beseitigenden, nämlich: der Schwierigkeit des Transports größerer Lasten und der Kostspieligkeit und Spärlichkeit der Arbeitskräfte, ist es z. B. zuzuschreiben, daß die großartigen Kolenminen, die mächtigen Lager von Kupfer-, Blei- und Eisenerzen Brasiliens zumeist heute noch grade so vergeblich auf den Ausbau warten, wie die reichlichen Vorräte von Alaun, Salpeter, Bitriol und vielen andern Naturprodukten sonst.

Selbst bei Handelsartikeln, mit denen Brasilien gegenwärtig schon allen konkurrierenden Ländern den Rang abgelaufen hat, tritt dieser brasilianische Nationalfehler deutlich hervor. So beim Kaffee, der jetzt in fast hundertfach erhöhter Quantität gewonnen wird, als zu Anfang dieses Jahrhunderts und bei dem der Wert einer einzigen Jaresernte den Gesamttertrag der berühmten brasilianischen Diamantwäscherei in deren Glanzperiode, d. i. in den achtzig Jahren von 1740—1820, übertrifft. Die Brasilianer geben sich aber mit der Kultur des Kaffeebaums keine Mühe, daher steht die Qualität des brasilianischen Kaffees heute noch weit hinter der des indischen zurück und erzielt lange nicht so bedeutenden Absatz und so gute Preise als erzielt werden könnten. Genau dasselbe ist der Fall bei dem Bau des Tabaks und des Tees, der nur sorgfamer betrieben zu werden brauchte, um die brasilianische Waare jeder fremden Konkurrenz ebenbürtig zu machen.

Auch auf andern Gebieten fällt der Mangel an Energie und Ausdauer, welcher den Brasilianer charakterisiert, ins Auge. So erzählt z. B. Dske. Canstatt, der längere Zeit in Brasilien gelebt und dort Regierungsbeamter gewesen ist, daß ihm oft irgend ein Bau oder ein sonstiges Unternehmen aufgefallen sei, welches großartig begonnen, vor der Vollendung aber ungenützt liegen geblieben oder abgebrochen worden sei.

Dieser Hang zum Gehelassen der Dinge, wie sie eben gehen, hat sich in Brasilien auf verschiedenen Feldern des öffentlichen Lebens bis zur Lächerlichkeit gesteigert. Hiervon erzählen dem Fremden verständlich genug die vornehmsten Verkehrsmittel: Dampfschiffe und Eisenbahnen. Bezüglich der Dampfschiffe tabelt der dem transatlantischen Kaiserreiche sehr geneigte Canstatt die Gebrechlichkeit der Schiffe, den Schmutz, die mangelhaften Einrichtungen jeder Art, die Unpünktlichkeit und Rücksichtslosigkeit des Schiffspersonals gegen die Reisenden, als die Hauptfehler, denen man auf brasilianischen Dampfern begegnet.

Die kurze Schilderung, welche Canstatt von dem Dampfer gibt, der ihn zum erstenmale von Rio Grande nach Porto Alegre geführt, ist zu charakteristisch für die brasilianische Zweidrittelskultur, als daß ich sie hier übergehen möchte.

„Das Schiff,“ sagt er, „war etwa so groß, wie die Nedarndampfschiffe, die Wirtschaft auf demselben brasilianisch, das heißt schmutzig, wenn auch nicht in dem Grade wie auf dem ‚Gerente‘ (das war das Schiff, welches den Reisenden von Rio de Janeiro nach der Hauptstadt der Provinz Santa Catharina, S. Desterro gebracht hatte). Doch liefen auch hier Schweine und Hühner frei auf dem Deck herum. Höchst unbequem fand ich es, daß für die Nacht für keinen besonderen Schlafraum auf dem Steamer gesorgt war. Man mußte sich eben mit den gepolsterten Bänken in dem allgemeinen kleinen Speisesaal begnügen. Ein Brasilianer, der sich nicht genügend mit Decken gegen die Kälte der Nacht vorgeesehen, war naiv genug, das weiße Tisch Tuch von der Tafel zu nehmen und sich darein zu wickeln. Am Morgen wurde sodann das Fröstel wieder uns allen darauf serviert. Indessen — ich war nun in Brasilien, und sollte später noch sonderbarere Dinge zu sehen bekommen.“

Gegenüber den soeben gekennzeichneten Charaktereigenschaften des Brasilianers ist die Einwanderung betriebamer, ausdauernder, minder leichtfertiger Elemente aus fremden Völkern für das ganze Land und für die Kulturwelt überhaupt ein unzweifelhafter Segen.

Und grade die deutsche Einwanderung hat sich in Brasilien als die tüchtigste erwiesen und als diejenige, welcher die meiste Aussicht auf Erfolg zur Seite steht.

Die Provinzen des südlichen Brasiliens sind gegenwärtig schon zu einem, für die Bevölkerungszahl überhaupt, nicht unerheblichen Teile mit deutschen Ansiedlern besetzt.

Schon im Jahre 1875 belief sich die Zahl der eingewanderten Deutschen nach einem Bericht des brasilianischen Ackerbauministers auf 130 000 Seelen, von denen weitaus der größte Teil im südlichen Brasilien, — wenigstens 70 000 Deutsche wohnen allein in der südlichsten Provinz Rio grande do Sul, — eine neue Heimat gefunden hat, und die inzwischen durch beständigen Zuzug verstärkt worden sind.

Die drei südlichsten Provinzen — neben Rio grande do Sul noch Santa Catharina und Parana — hatten 1879 zusammen einen Flächeninhalt von 9458 Quadratmeilen, also nahezu soviel als das ganze deutsche Kaiserreich mit 9812½ Quadratmeilen, aber nur 717 402 Einwohner, d. i. noch nicht halb soviel als das Großherzogtum Baden. Auf Rio grande allein kommen 4205 Quadratmeilen, also über 15 mal mehr als das Königreich Sachsen aufzuweisen hat, und 430 878 Einwohner, d. i. etwa ein Siebentel von Sachsens Bevölkerungszahl; auf Santa Catharina 1318 Quadratmeilen mit 159 802, auf Parana 3935 Quadratmeilen mit gar nur 126 722 Bewohnern.

Daß unsre Landsleute sich in einer von diesen drei brasilianischen Provinzen angesiedelt haben, war, wie wir oben bereits angedeutet haben, das gescheiteste, was sie in Brasilien nur tun konnten.

Grade dieser Teil des Landes ist es, den der Brasilianer O paraíso do Brasil — das Paradies Brasiliens — nennt, und wenn er auch damit ein wenig überschwenglich urteilt, so läßt er doch nach allen uns vorliegenden Berichten nicht eben: Südbrasilien ist nicht zum kleinsten Teile ein ebenso schönes als reiches Land.

Die Südprouvinzen erstrecken sich vom Wendekreise des Steinbocks, d. i. ungefähr vom 23. Grade südlicher Breite bis zum 33. Die Serra Geral, ein bis zur Höhe von beinahe 4000 Fuß (1300 Meter) emporsteigendes Gebirge, scheidet sie in ein schmales Küstenland, das nach dem Meere hin zum Teil in kurzen und steilen Abhängen niederget, und in ein Hochplateau, welches sich nach Westen und Südwesten bis zu den beiden Strömen Parana und Uruguay in mäßig geneigter Ebene senkt. Das Küstenland im Norden hat feuchtwarmes Klima mit starken Sommer- und Winterregen, erstere vom Januar bis März, letztere vom September bis Oktober. Dabei sind die Sommer heiß, wenn auch nicht bis zur Unleidlichkeit, und in der Temperatur gemäßigt durch den Regen und periodisch wiederkehrende Seewinde. Im ganzen weist der nördliche Küstenraum ein Klima auf, wie der Norden Afrikas oder der Süden Spaniens.

Weit günstiger noch ist die Hochebene des Nordens gestellt, die während des ganzen Jahres nur geringe Temperaturunterschiede zu verzeichnen hat, und sich, ähnlich wie die begünstigtesten Gegenden Südfrankreichs eines beinahe beständigen Frühlings erfreut.

Küstenland und Hochland im Süden haben ein dem tropischen ziemlich nahe kommendes Klima, etwa wie die Inseln des Mittelmeeres, welches erhebliche Temperaturgegensätze und das gelegentliche Auftauchen der Sehnsucht nach einem guten Stubenofen nicht ausschließt. An der Küste finden sich vorzugsweise Frühjahrs- und Herbstregen, während das Hochland besonders im Winter von Regengüssen heimgesucht wird. Nur in den höheren Gebirgsregionen gefriert zuweilen das Wasser, und auch der Schnee ist überall in den brasilianischen Südprouvinzen nicht häufig; daß er auf einzelnen Stellen der Hochebene drei Tage lang erhalten geblieben ist, bildet die höchste Leistung des südbrasilianischen Winters, deren sich die Bewohner erinnern.

Von der Küste aus zieht sich fast ohne Unterbrechung der Urwald bis zur höchsten Gebirgshöhe hinauf; etwa ein Drittel des Gesamtflächeninhalts der drei Provinzen ist vom Walde bedeckt. Die westlichen Gebirgsabhänge sind von dem üppigen Graswuchs der Campos (der südamerikanischen „Prairien“) überwuchert, die nur spärlich von Waldflächen unterbrochen werden.

Erzeugt und genährt von den häufigen und starken Regen, gepflegt und geschützt von dem Urwalde, finden sich im Süden Brasiliens eine große Menge von Flüssen und Strömen, von denen sich die nach Westen fließenden in den La-Platastrom

ergießen, der durch die Vereinigung des an Größe der Wolga gleichkommenden Parana mit dem unserm Rhein an Länge übertreffenden Uruguay entsteht. Die nach Osten fließenden sind kürzere, aber meist gleichfalls bedeutende und schiffbare Küstenströme des Atlantischen Ozeans. Der größte der Küstenflüsse ist der Jacuy oder Gtanyba, der sich jedoch in die Lagoa dos Patos ergießt.

Unter der geringen Zahl der brasilianischen Landseen ist die Lagoa dos Patos (zu deutsch: Entensee) der größte. Dieselbe wird nur durch eine, auch an breiterer Stelle wenige Meilen breite Landzunge, die Praça do Estreito, von dem Ozean getrennt. Die Lagoa ist 150 Seemeilen, also etwas über 37 deutsche Meilen, lang und 45 Seemeilen oder 11¼ deutsche breit. Mit dem Ozean ist sie nur durch eine einzige schmale und leichte Mündung, die Barra vom Rio Grande, verbunden.

Die Praça do Estreito wie die Umgegend von Rio grande, der Hauptstadt der Provinz Rio grande do Sul, ist mit seinem und jedem Windstoße nachgebenden Sande bedeckt, der oft bis zu gewaltiger Höhe aufgeschichtet ist und allein am Ufer der Lagoa nur mit vieler Mühe zu erhaltende schmale Grasräume aufkommen läßt. In diese Sandwüste sich ohne ortskundige Führung hinauszuwagen, soll ein Unternehmen sein, dessen Kühnheit, oder besser, dessen Unbesonnenheit schon mancher mit dem Tode gebüßt haben soll, in Folge von Untersinken im Sande, der Roß und Reiter, ja selbst Wagen mit Bespannung und Insassen, zu verschlingen mächtig genug sei.

Soweit die Küstenlandereien vom Urwalde befreit und nicht, wie die Lagoa dos Patos entlang, vom Fluglande kulturunempfänglich gemacht sind, ist der Ackerbau verbreitet. Dagegen sind die Campos des Hochlandes für die Viehzucht ein bequemes Feld, die leider nur infolge der mangelhaften Pflege zwar ungeheuer zartreich, aber in der Dualität schlecht genug gediehen ist.

Von Körnerfrüchten werden am meisten angebaut Mais, Reis und Hafer, von Hülsenfrüchten die Bohnen und, vor allen andern Nutzpflanzen der Kassa- oder Mandioccastrauch, dessen knollige Wurzel die Farinha gewärt, d. i. jenes Mehl, aus dem überall in Brasilien das Nahrungsmittel gemacht wird, welches unser Brot ersetzt.

Die Mandioccalkultur ist für Brasilien so wichtig, daß hier der Gewinnung der Farinha einige Worte gewidmet sein mögen.

Die armsdicke und nicht selten bis 30 Pfund schwere Wurzel des Kassastrauchs wird zunächst von der lederartigen Schale befreit und gereinigt, dann wird ihr Inhalt zu einem Brei zerrieben, den man darauf in Säcke füllt und aufhängt, damit der Blausäure enthaltende Saft abläuft. Ist das geschehen, so wird der Brei noch ausgepreßt, getrocknet und zu einem groben Pulver zerrieben, das eben die Farinha bildet, etwa wie Hafergrütze schmeckt und entweder in dieser Sägemehlform oder auch durch Wasserzusatz wieder in einen Mühlbrei verwandelt genossen wird. Auch Kuchen und eine Art von Zwieback werden daraus gemacht. Von jener Art des Kassastrauchs, dessen Wurzeln süß und von Blausäure frei sind, werden diese auch unzerrieben gekocht und gleich unsern Kartoffeln gegessen.

Die aus der Farinha bereiteten Nahrungsmittel sind nicht nur sehr nahrhaft, sondern auch sehr dauerhaft und eignen sich, da sie weder von Würmern noch Insekten angegriffen werden, besonders gut zu Proviant für längere Reisen.

Im größten Teile Brasiliens, auch in den deutschen Kolonien liefert die Farinha das tägliche Mittagssmal, insbesondere der arbeitenden Bevölkerung.

Neben Reis und Hafer, die beide vortrefflich gedeihen, kommt auch der Weizen fort, gleichwie alle übrigen Getreidearten. Indessen werden sie alleamt nur in geringem Maße angebaut, einerseits weil in Brasilien selbst nicht viel Nachfrage nach Feldprodukten dieser Art ist und dem Export große Schwierigkeiten im Wege stehen, und dann weil der Ackerbau, der schon den Vorgängern der gegenwärtigen Ansiedler in manchen Gegenden des Gebirges reichlichen Ertrag geboten hat, von jenen äußerst unverständlich betrieben worden ist und den zur Getreidekultur, wie z. B. zu der des Weizens, nötigen Bodengehalt an Mergel und Kalk erschöpft hat. Nicht gar schwer könnte es sein, diese Gebiete eines dereinst üppigen Weizenbaus für denselben wiederzuerobern. Wie mangelhaft auch heute noch der Ackerbau, von dem deutschen Ansiedler so gut, wie von dem Brasilianer, betrieben wird, werden wir im weiteren Verlaufe unsrer Darstellung sehen.

(Schluß folgt.)

Das Volkslied.

Wohin du immer wanderst
Auf diesem Erdenrund,
Es spricht zu dir im Liebe
Des Volkes Klagemund.

Und ist dieselbe Weise
Und gleiche Melodie,
Die aller Orten laut wird,
Und du vergißt sie nie.

Ob du den Fellaß hörst,
Wenn er das Schöpfrad dreht,
Und ob den nord'schen Bauer,
Wenn hinterm Pflug er get.

Der Slave und der Ire
Und der Romane singt
Sein schwermütvolles Liedlein,
Das dir zu Herzen dringt.

Von tausendjäh'gem Leide
Ein Hauch ins Ohr dir weht,
Wie die gepresste Stimme,
Die lei' um Hilfe fleht.

Und nach des Glends Ende
Ein Sehnen tief und bang,
Wie eine Prosezeiung
Hörst du aus diesem Sang.

Leopold Jacoby.

Der Postillon zur Winterzeit. (S. Illustr. Seite 224—225.)

Wie der Briefträger heute noch, so war noch vor gar nicht langer Zeit, wo das Posthorn öfter als heute auf der belebten Verkehrsstraße seine sentimentalischen Weisen ertönen ließ, der Postillon, oder vielmehr der „Schwager“, der Liebling des Publikums, vor allem des reisenden. Er war der Vertraute des von Ort zu Ort ziehenden Geschäftsmannes, verbannte diesen die Langeweile in die öden Gegenden; er war aber auch ebenso der sichere Führer und Auskunftgeber der Vergnügungsreisenden — beiden gleich angenehm. Als Vermittler unserer intimsten Angelegenheiten, des beständigen Verkehrs mit lieben Freunden, Verwandten und Geschäftsfreunden hat er sich nicht minder diesen Platz im Herzen des Publikums erworben, und man könnte ihn nicht mit Unrecht als die Personifikation des gesellschaftlichen Triebes im Menschen bezeichnen. In unserer Zeit des Dampfes ist er freilich vielfach seines bisherigen Dienstes enthoben worden, indem an seine Stelle ein mächtiger Konkurrent, der Eisenbahnschaffner trat, aber wenn dieser auch in ebenso direktem Verkehr mit dem reisenden Publikum stet, so ist dieses sein Verhältniß doch kein so inniges geworden, wie das zwischen dem „Schwager“ und dem Passagier des Postwagens. Die ungleich höhere Anzahl der Reisenden auf der Eisenbahn, die Schnelligkeit, mit welcher der Zug dahinbraust, lassen ihm keine Zeit, sich um Dinge zu kümmern, die außerhalb des Bereichs seiner Dienst-Instruktion liegen. — Einige Bemerkungen über die Entwicklung des trefflichen Instituts, dem der Held dieser Zeilen dient, sind vielleicht am Platze. Verkehrsanstalten hatte man schon im Altertum, aber die reitenden Boten der Perser mit ihren Pferdewechselstellen, die Fußboten der alten Griechen, die unter Augustus hervorgehobenen und von den römischen Kaisern fortgesetzten Beförderungsanstalten für Regierungs-Depeschen und Beamte (Cursus publicus), welche ein sich über das ganze römische Reich erstreckendes Verkehrsnetz, zahlreiche Stationen mit sicheren Straßen verbindend, bildeten, dienten alle direkt nur Staatszwecken. Nachdem mit dem Untergang des römischen Reiches auch diese römische Post zerstört wurde, entbehrte der öffentliche Verkehr lange jeder Organisation, und nur unter Karl dem Großen wird von einer Staatsbotenanstalt berichtet. Klosterbrüder, Pilger, Messger, reisende Kaufleute und sonstiges „fahrendes Volk“ besorgten die Vermittlung im Verkehr. Geistlichkeit und Fürsten bedienten sich reisender Boten. Mit der Entwicklung der Städte und deren Lebenselement, der Gewerbe, entstehen dann besondere Botenanstalten für die Kaufleute, desgleichen kommt auch zwischen den Universitäten ein geregelter Verkehr zustande. Der mer und mer aufblühende Handel verlangt jedoch besser organisierte und sicherere Verkehrsweisen, und so setzen sich denn die nordischen Hauptstationen der mächtigen Hanse mit Nürnberg, dem Knotenpunkt der nach den südlichen Handelsplätzen führenden Verkehrsstraßen, in Verbindung. Gleichfalls bildet sich ein geordneter Verkehr mit den Städten Süd-, Mittel- und Norddeutschlands, und zwar schon im 13. Jahrhundert. Von einer öffentlichen Sicherheit und Bequemlichkeit, wie von den Rechten und Pflichten einer öffentlichen Anstalt ist natürlich keine Rede; die letztere dient lediglich den Interessen der Kaufleute der betreffenden Städte. Das gleiche ist der Fall bei der 1276 vom deutschen Orden in Preußen errichteten Verkehrsanstalt mit dem Reich. Die Reformationszeit erst brachte neben so manchem Fortschritt auch hier eine Verbesserung, indem die Institution des Verkehrslebens öffentlich organisiert wurde. Von Kaiser Maximilian veranlaßt, gründete Franz v. Taxis 1516 die erste wirkliche Post zwischen Wien und Brüssel; weitere derartige Unternehmungen wurden teils von der Familie Taxis, teils von anderen

Reichsfürsten begründet. 1543 wird Leonhardt von Taxis zum niederländischen Generalpostmeister ernannt und 1595 wird er mit derselben Charge im Reich bekleidet. 1597 wird die Post kaiserliches Regal, doch kommt eine allgemeine deutsche Post nie zustande, sie bleibt vielmehr das Monopol des Thurn und Taxis'schen Hauses. Da viele Reichsfürsten selbst Posten einrichten, so nemen die Kämpfe und Streitigkeiten kein Ende, die zwischen dem Monopolisten und den Fürsten geführt werden, und wir erinnern nur an den zwischen Brandenburg und Thurn und Taxis geführten Streit, der zu Gunsten des ersteren ausschlug. Bedeutend beschränkt wird die Gerechtfame der Taxis durch die Errichtung des Rheinbundes unter dem Protektorat Bonapartes I., aber durch Artikel 17 der wiener Bundesakte wird dieselbe nochmals gewährleistet, one doch der Errichtung von Postanstalten seitens der einzelnen Landesregierungen Hindernisse zu bereiten. Das Postwesen ist deshalb in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sehr verwickelt, 13 Staaten haben eigene Postanstalten, einige lassen ihr Postwesen von Fremden verwalten und der Rest desselben ist in den Händen von Thurn und Taxis. Schwierigkeiten des Verkehrs und Verteuerungen des Portos sind die Folge der kollidierenden Sonderbestrebungen. Am 18. Oktober 1847 tritt endlich auf Veranlassung Oesterreichs in Dresden eine Postkonferenz zusammen, um eine Vereinigung der verschiedenen deutschen Postverwaltungen herbeizuführen. Die Arbeiten derselben werden durch die politische Bewegung von 1848 und 49 vorläufig unterbrochen, aber am 6. April 1850 wird zwischen Preußen und Oesterreich der deutsch-österreichische Postvertrag vereinbart, der am 1. Juli 1850 ins Leben tritt und dem sich allmählich die übrigen deutschen Staaten anschließen. An Stelle dieser Vereinbarung tritt den 1. Juli 1852 der revidierte deutsch-österreichische Postvereinsvertrag und später der vom 18. August 1860. Aber durch die Errichtung des norddeutschen Bundes erfährt diese so hochwichtige Anstalt für den öffentlichen Verkehr eine totale Umwälzung. Am 28. Januar 1867 wird nämlich von der preussischen Regierung mit dem Hause von Thurn und Taxis ein Vertrag geschlossen, laut dem das von dem letzteren 3½ Jahrhunderte lang besessene Monopol abgelöst wurde und in die Hände der norddeutschen Reichsregierung überging. In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli 1867 ging die Lehnpost in Deutschland zu Grabe, und von jetzt an erfährt diese für das gesamte Gesellschaftsleben so wichtige Einrichtung eine Umgestaltung und Organisation, wie sonst keine. Nachdem Oesterreich schon anfangs der 60er Jahre eine einheitliche Portotaxe eingeführt, ähnliche Anträge im übrigen Deutschland aber gescheitert sind, wird nunmehr die Post in Norddeutschland einheitlich und staatlich verwaltet, Verträge, wie die mit Nordamerika, Dänemark, Norwegen und Belgien, werden abgeschlossen und dadurch die allgemein bekannten Portovermäßigungen eingeführt. Mit der Entstehung des deutschen Reiches erfährt die Post wiederum bedeutende Erweiterungen; Bayern und Württemberg behalten ihre selbständige Verwaltung, aber das Reichspostwesen wird durch Reichsverfassung und Gesetzgebung garantiert und geregelt. Am 9. Oktober 1874 wird zu Vorn der Weltpostvertrag geschlossen, der den Verkehr zwischen fast allen Staaten der Welt regelt. Derselbe tritt am 1. Juli 1875 allgemein in Kraft; Frankreich gehört ihm seit dem 1. Januar 1876 an. Wir glauben es bei der kurzen Schilderung der allmählichen Gestaltung des Postwesens in Deutschland bewenden lassen zu können, indem die Entwicklung desselben in den übrigen Staaten eine ganz ähnliche war. Hochgestellte, bevorrechtete Personen haben sich auch dort redliche Mühe gegeben, diese Verkehrsanstalt als ein Mittel zum Füllen des Säckels zu benutzen. Ebensovienig bedarf es einer speziellen Anführung der Vorteile des über die gesamte zivilisierte Welt verbreiteten Instituts. Der intellektuelle Einfluß desselben läßt sich in Zahlen wol kaum ausdrücken. Hier mögen nur noch einige Zahlen aus der amtlichen Statistik der deutschen Reichspostverwaltung Platz finden. Nach dieser gab es 1875 in Deutschland 6555 Postanstalten mit 55,004 Personen, als Beamten ic. Befördert wurden Briefpostsendungen: 978,875,905, Packereien und Geldsendungen 60,296,022 Stk. Der Gesamtwert der Geldsendungen betrug 15,116,242,182 Mark. Die Gesamtzahl der beförderten Personen betrug 4,455,922, die Gesamteinnahme der Postverwaltung 103,781,313,09 Mark, die Gesamtausgabe 94,567,724,64 Mark. Außergewöhnliche Ausgaben: 985,089,01 Mark, Ueberschuß 8,228,499,44 Mark. Hinzufügen wollen wir nur noch, daß sämtliche angeführten Zahlen gegen 1874 ein beträchtliches Mehr aufweisen, mit Ausnahme der Personenbeförderung, die 1874 ein Mer von 482,631 Personen betrug. Jedenfalls ist dies auf die sich von Jar zu Jar steigende Erweiterung des Eisenbahnnetzes zurückzuführen, wodurch der Personenverkehr durch die Post herabstinkt und schließlich — wie lange wird es noch dauern? — gänzlich aufhört. Wir erfüllen demnach wol eine angenehme Pflicht, wenn wir die Person im Bilde vorführen, welche in der Jahrhunderte langen Entwicklung der Post deren steter Begleiter war und jetzt nur noch in den Gegenden ihren Platz behauptet, wo der Geist der modernen Zeit noch nicht seine Eisenwege gebaut hat. In Wind und Wetter, wo andere Menschenfinder Schutz suchen konnten, hat der „Schwager“ auf dem Bode sitzend treu und redlich seine Pflicht erfüllt — ein Pionier im Dienste der Humanität — und wie die dahineilende Zeit selbst, die er durchlebt, ist er jetzt daran, dem unmittelbaren Schauen entrückt oder doch vielen unbekannt zu werden. So viele Vorteile gegenüber der Vergangenheit unser heutiges Verkehrsleben darbietet, so sollen wir doch nicht Decker vergessen, die durch redliche Arbeit in früherer Zeit den Grund zu dem gelegt haben, was uns erst heute zum Genuß beschieden ist. nrt.

Die Feinde der Engländer im Kaplande. II. Die Boers. Von den bethuanischen Bafuto zu den Boers ist, räumlich betrachtet, der Weg nicht weit; ihre Gebiete stoßen aneinander — das der Boers beginnt wenig mer als hundert deutsche Meilen nordöstlich von der Kapstadt —, und auch ihre Interessen sind nach einer gegenwärtig sehr in den Vordergrund getretenen Richtung die gleichen: beide streben danach, von den Engländern, die sie zu ihren Untertanen gemacht haben, sich wieder unabhängig zu machen. Was die Engländer aber einmal haben, das geben sie gutwillig nicht wieder heraus. Dafür blieb den Boers wie den Bafuto nur ein Befreiungsmittel, nämlich der Kampf auf Leben und Tod. Wir werden unsern Lesern später die Vorgeschichte dieses Kampfes erzählen; heute wollen wir die Boers zunächst kennen lernen, wie wir die Bafuto kennen gelernt haben, in ihrem Leben und Tun und in ihren Sitten und Gebräuchen. Die Boers (zu sprechen Burs) halten sich für ganz besonders bevorzugte Leute: sie nennen sich selbst mit Vorliebe schlechtweg „Menschen“ und wollen sich damit nicht bloß von den dunkelhaarigen Afrikanern, sondern im Grunde von allen übrigen sonst nicht minder zu der Gattung Mensch gerechneten Zweifüßlern unterschieden haben. Nicht viel bescheidener nennen sich die Boers auch die „Afrikaner“, welche Bezeichnung ihnen gleichfalls vermeintlich allein gebührt; im Notfall gestehen sie allerdings auch zu, daß sie „zuidafrikanische Boeren“, d. h. süd-afrikanische Bauern, sind, als welche sie sich vollauf berechtigt meinen zur Verachtung der rings um sie her wohnenden „Scheffels“, der schwarzen „Gefchöpfe“. Schon der Name „Boers“ weist auf die holländische Abstammung der Leute hin. In der That weist ein erheblicher Teil ihrer Vorfahren aus den holländischen Einwanderern, welche die holländisch-ostindische Handelskompagnie anfangs des 17. Jahrhunderts an dem Kap der guten Hoffnung ansässig machte. Indessen haben sich die Nachkommen jener Holländer mit deutschen, englischen, dänischen, norwegischen Ansiedlern, und selbst mit den Farbigen vielfach vermischt, dadurch ein Mischvolk gebildet, das ein besonders mit deutschen, französischen und englischen Worten und Redensarten reichlich gespicktes Platt-holländisch spricht und im allgemeinen eine Hautfarbe zeigt, welche trotz der Nähe des Äquators an Weiße der unrigen wenig nachgibt. Sie sind ein körperlich tüchtiger Menschenschlag, die Boers, 1 3/4 bis nahe an 2 Meter hoch gewachsen, stark in Gliedern und breit in Brust und Schultern. Die geistige Entwicklung ist jedoch weit hinter der körperlichen zurückgeblieben; sie sind ungebildet, zum Teil bis zur vollendeten Roheit, und an Aberglauben nemen sie es mit ihren bethuanischen Nachbarn und allen geistig beschränkten Menschen der Welt auf. Dabei bewahren sie alle die Tugenden, welche tiefstehenden Völkerschaften eigen zu sein pflegen. Sie sind einfach und erlich, obwohl hin und wieder kleine Diebstähle vorkommen, gutmütig, gastfrei, ausdauernd, zähe und natürlich auch fromm. Der Grundzug ihres Wesens ist ein gewaltiges Pflagma, das bei den von harter Arbeit nicht allzusehr in Anspruch genommenen Weibern die Fettbildung in einer Weise fördert, welche die onehin sehr bescheidene Körperschönheit arg beeinträchtigt. Noch die meiste Bildung haben sich diejenigen Boers zu eigen gemacht, welche als Weinbauern zu lebhaftem Verkehr mit der Kapstadt gezwungen sind. Auch die Getreide bauenden „Kornboers“ sind von der Kultur befecht; die hauptsächlich Vieh züchtenden Boers, d. i. der weitaus größte Teil des Volkes, ist trotz der vielverbreiteten Fertigkeit des Lesens und Schreibens haarträubend bildungslos. Städte und Dörfer haben die Boers nur wenig angelegt, am liebsten lebt jede Familie für sich auf ihrer von anderen menschlichen Wohnungen fernen Farm. Eine solche, etwa 9000 Morgen Land umfassend, muß ein jeder Boer besitzen, wenn er von seinen Stammesgenossen geachtet werden will. Wer ein „bywoner“ ist, d. h. auf fremden Mannes Boden wohnt, ist als ein armer Teufel schlecht angesehen. Nur ein geringer Teil der Farm wird mit Getreide oder Feldfrüchten bebaut, das übrige bildet die Weide für das Vieh. Die Boers wohnen in dickwandigen Lehmhütten, die mit trockenem Gras gedeckt sind. Die Stelle der Fenster vertreten Luken, welche geschlossen werden, wenn der Boer mit seiner Familie schlafen geht, was sehr früh geschieht. Sie schlafen immer in voller Kleidung, die nie gewechselt wird. Frühzeitig erheben sie sich auch wieder von ihrem Lager; an irgend eine Art der Reinigung denken sie aber nicht; von dem Schmutze, der bei ihnen herrscht, kann man sich daher kaum eine zu schlimme Vorstellung machen. Mit den Betschuanen haben sie die in aufgelöstem Kuhdünger bestehende Tünche gemein, mit der sie den Lehmfußboden ihrer Behausung bestreichen. Die innern und äußern Hüttenwände sind weiß gestrichen. An Möbeln findet sich bei ihnen weder Ueberfluß noch Luxus: ein oder zwei Tische nebst einigen wenigen Stühlen mit Sizen aus Tierfellstreifen und eine große Sitzbank, schließlich noch an den Wänden ein paar Bretter, auf denen Bibel, Gebangbücher, Katechismus und verschiedenerlei Hausmedizin

stehen, machen das ganze Mobiliar aus. Von irgend welcher gewerblichen Tätigkeit hält der Boer gar nichts, daher werden alle Kleidungsstoffe, sammt den, allerdings wenig mannichfaltigen Gegenständen seines Waarenbedarfs, eingeführt. Der Schnitt ihrer Kleidung ist dem europäischen ziemlich ähnlich. Als Kopfbedeckung tragen die Männer Hüte mit breiten Krämpfen, die Weiber tragen Kattunröcke und die sogenannten Helgoländer Hüte. Das christliche Bekenntniß der Boers ist das evangelische und zumeist das der niederdeutsch-reformirten Gemeinde. Bei den strengen Calvinisten unter ihnen kleiden sich die Frauen gelb. Die Boers nähen sich gut, größtenteils essen sie dreimal am Tage warm und Fleisch. Ihr Leib- und Magengetränk ist der Kaffee. — Die freundlichen Leser sehen, daß das sonderbare Völkchen am Kap der guten Hoffnung, wenn auch im ganzen von uns sehr verschieden, doch mit vielen, sogar dem zarten Geschlecht zugehörigen Kulturmenschen wenigstens eine Lieblingsneigung gemein hat. C. Ch.

Selbsttötung durch Politur-Trunksucht. Es wird nicht allen unsern Lesern bekannt sein, daß zu den spirituellen Fähigkeiten, welche Gegenstand der Trunksucht sind, auch die meist aus einer Spiritus-schellacklösung bestehende Politur gehört, die von unsern Tischlern beständig gebraucht wird. Indessen ist das in Fachkreisen zur genüge bekannt, und um nicht die Politurlösung, wenigstens in nicht zu großen Mengen, ihrem eigentlichen Verufe entfremden zu lassen, vertrauen manche Tischlermeister solchen Leuten, die wegen ihrer Trinkerleiden-schaft verdächtig sind, immer nur kleinere Quantitäten dieses sonderbaren Genußmittels an. Wie nun vor kurzem der Professor des städtischen Krankenhauses in Berlin, Dr. C. Friedländer, in der berliner medizinischen Gesellschaft berichtet hat, ist in dem obengenannten Institute ein Mann, seines Zeichens Tischler, nach achtzigem Krank-lagers und erfolgloser Behandlung mit Abführmitteln und Eingießungen an Darmverstopfung (Ileus) gestorben, der ein Politurfäuser gewesen ist. Bei der Untersuchung des Toten stellte sich heraus, daß ein fester Körper in dem Dünndarm eingeklemmt war, der ihn völlig füllte und absperrte. Diesem Konkrement leisteten noch eine ganze Menge anderer Steine in den Därmen des Verstorbenen Gesellschaft — Steine, die zusammen nahezu zwei Pfund schwer waren und von denen einige gänseigroß und alle bräunlich gefärbt und nicht leicht zu zerbrechen waren. Diese Konkremente zeigten sich nun als aus Schellack bestehend, und diese Massen festen Schellacks, welche den vorzeitigen Tod des betreffenden Tischlers herbeigeführt haben, hatten sich aus der Spiritus-Schellacklösung, die der Mann zu trinken pflegte, im Magen niedergeschlagen, indem der Spiritus dort resorbirt worden war. — Somit hat sich der Politurtrunk als gefährlicher herausgestellt, als jede andre Art, die Trinkerleiden-schaft zu befriedigen. Xz

Redaktionskorrespondenz.

Magdeburg. Junger Kaufmann. Sie machen Gedichte über jedes beliebige Thema, und zwar so vortreflich, daß Sie uns prophezeien, wir würden garnicht daran denken, Ihre Poesie zurückzuzweien. Recht erretlich! Leider fügen Sie in einer sehr anerkennenswerthen Annäherung von Selbsterkenntnis und Bescheidenheit hinzu: „Bios die Ideen felen mir manchmal! Also bitte: schreiben Sie mir, was ich Ihnen dichten soll, und Sie sollen umgehen d (!) das Gewinnliche zu Ihrer vollen Zufriedenheit erhalten.“ Meinen Sie nicht auch, besser junger Mann, daß es gut wäre, wenn die Dichter eigene Ideen in Verse setzten? Die poetischen Ideen sind nämlich die Hauptsache beim Dichten, wenn Sie nichts dagegen haben, und keine Jamiden aus fremder Leute Gedankenmetall — das kann schließlich jeder. Wie? Glauben Sie nicht auch?

Altona. Frig. Z. Die Khivaner oder Khivewen bilden kein eigenes, einheitliches Volk: vielmehr bezeichnet man so die vielfach zusammengelegte Bevölkerung des Chanates Khiva in Turkestan, die aus einem ansässigen und einem nomadischen Teile besteht und ungefähr 700 000 Köpfe umfassen mag. Die ansässige Bevölkerung besteht aus Usbeken, Sarden, Granieren und kleineren Völ von Tadshit, während die Nomaden Khivas Kirgisen, Karakalpakten und Turkmänen sind. Wir kommen auf dieses Völkergemenge gelegentlich wol einmal ausführlicher zu sprechen.

Stettin. D. D. Eine solche Methode des Schneewegschaffens von den Straßen, wie Sie sie wol meinen, hat sich vor einigen Jahren ein Amerikaner patentiren lassen. Dieselbe will ein Kor, das mit einem Dampfessel in Verbindung steht, unter dem Straßenpflaster angebracht haben. Der durch das Kor getriebene Dampf soll den Straßenboden so erwärmen, daß der Schnee schmilzt und die Feuchtigkeit rasch verdunstet. Versuche, die der Erfinder mit einer öpferdigen Dampfmaschine gemacht hat, sollen gelehrt haben, daß damit eine unterordnete Straßenreide von 5000 Faß schneefrei und trocken gehalten werden konnte. Ob inzwischen dieses Verfahren irgendwo in großem Maßstabe zur Anwendung gekommen ist, können wir augenblicklich nicht sagen.

Berlin. W. H. Posen. Frau R., Zürich. Frau C., Hamburg. Dr. B. Die eingekendeten Arbeiten sollen baldigt geprüft werden. Dann Bescheid schriftlich oder an dieser Stelle sofort.

Von jetzt an wird die Redaktionskorrespondenz, in zwangloser Reihenfolge mit dem „Bisshenwärtigen Magdeburg“ wechselnd, anfangt in der von dem gegenwärtigen Verleger der „R. W.“ abgeklärten Annoncenbeilage am Schluß jeder Nummer derselben erscheinen, soweit es nur irgend der Raum gestattet.

Inhalt. Die Schweifern, Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Aus dem Leben der Insekten. Naturgeschichtliche Skizzen von Dr. L. Jacoby (Schluß). — Ein skandrischer Hund. Aus dem Englischen von Duida. Für die „R. W.“ überfetzt von L. v. d. Wiesed (Fortsetzung). — Ein Tanzlied Walthers von der Vogelweide, von Friedrich Volkmar (Schluß). — Brasilien und die deutsche Auswanderung (Fortsetzung). — Das Volkslied, Gedicht von Leopold Jacoby. — Der Postillon zur Winterzeit (mit Illustration). — Die Feinde der Engländer im Kaplande. II. Die Boers. — Selbsttötung durch Politur-Trunksucht. — Redaktionskorrespondenz.